

Der Tote im Fahrstuhl



Sarald Harst

Aus meinem Leben

Band: 72

Der Tote im Fahrstuhl

Erzählt von
Max Schraut



Verlag moderner Belletré G. m. b. H.
Berlin SO 16, Michaelkirchstraße 23a

Nachdruck verboten. Alle Rechte einschließlich Verfilmungs-
recht vorbehalten. Copyright by Verlag moderner Lektüre
G. m. b. H., Berlin 26. — 1922.

Druck: B. Lehmann G. m. b. H., Berlin



1. Kapitel.

Graf Balder Bakholm schrieb an Harald Hark am 8. September folgendes:

Malmö in Schweden, 8. Sept. 19 . .
Kungsgatan 12.

Mein lieber und sehr verehrter Herr Hark!

Sie werden sich wundern, daß heute bereits ein Schreiben von mir eintrifft, nachdem ich erst vorgestern Ihnen über unser Leben und Ergehen ausführlich berichtet habe.

Es muß also schon eine besondere Veranlassung sein, die mich so schnell wieder an den Schreibtisch zwingt. Diese Veranlassung ist ein Brief meines Freundes Toornward aus Berlin. Baron Hilmar Toornward, seines Vaters Arzt, wohnt jetzt in Berlin. Er ist sonst in Stockholm anwesend und Assistent an der Stockholmer Universitätsklinik, dabei ein sehr lebenslustiger, frischer Junggeselle, der vielleicht zu sehr den Spruch beherrscht: „Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang.“ Dies — eben die Beherrschung der launigen Verse, wird ihm um so leichter, als er ein hübscher, lebenswürdiger Mensch und sehr reich ist.

In seinem letzten Briefe schrieb er mir:

„Man erlebt hier in Berlin manchmal Dinge, besonders wenn man, wie ich meistens, etwas angeheitert nachts heimkehrt.“

Ich muß Dir diese Geschichte erzählen. So sonderbar sie ist: den größten Teil davon muß ich mir wohl eingebildet haben! Nur der kleinere Teil ließ sich als Tatsache oder Tatsache nachkontrollieren.

Höre also. — Ich kam am 22. August nachts gegen ein

Uhr beim, nachdem ich in angenehmer Gesellschaft sieben Flaschen Sekt und diverse Liköre mir geleistet hatte. Von den sieben Flaschen Schampus habe ich selbst vielleicht drei getrunken. — Ich kam per Auto heim. Ich wohne hier im Berliner Westen, allerfeinste Gegend, Berlin WW nennt man das. Die Straße heißt sehr bescheiden Neue Bleibtreustraße. Ich habe hier im dritten Stock Vorderhaus von einer Witwe, die den Sommer über im Gebirge weilt, deren Fünfsimmerwohnung gemietet, die recht elegant eingerichtet ist. Mein alter Diener Brael — Du kennst ihn ja! — betreut mich.

Ich kam also heim. Es war eine regnerische Nacht, außerdem ziemlich kühl. Mir bereitete es einige Schwierigkeiten, das Schlüsselloch der Haustür zu finden. Dieselbe Sache wiederholte sich bei der bronzierten Gittertür des Fahrstuhls.

So — und nun geht es los, lieber Balder, nämlich der Teufelswul, den die Geister des Schampus mir vorauberten.

Der Fahrstuhl hatte sich oben befunden. Ich hatte auf den Knopf gedrückt. Er kam herunter — so hübsch langsam, mit Säusen und Brummen. Ich stieg ein, schloß die Türen, fuhr zum dritten Stock empor, stieg aus, landete glücklich in meinem Schlafzimmer, wo ich auf den Divan sank.

Ob ich hier nun eingeschlafen bin, weiß ich nicht genau. Jedenfalls: ich glaubte wach zu sein, sah auf dem Divan und vermisste meinen Stuhl mit der kleinen goldenen Krüde, jenes Erbstück, das stets der älteste Baron Loornward zu tragen pflegt.

Ich stand also wieder auf (oder ich träumte es) und ging wieder in das Treppenhaus, denn ich sagte mir, der Stuhl sei im Fahrstuhl abgeblieben.

Der Fahrstuhl war unten. Ich drückte den Knopf, und er kam empor.

Als ich hörte, wie er sich in Bewegung setzte, hörte ich noch etwas anderes, oder, wie gesagt, ich habe all das nur geträumt. Ich hörte also von unten durch das Treppenhaus das Zuschlagen einer schweren Tür, dann einen Aufschrei. Nun hielt der Fahrstuhl. Ich öffnete die Gittertür, öffnete die inneren Flügeltüren und taumelte zurück. (Das

heißt: ich mag auch auf dem Divan gelegen und mein Hirn mag mir das vorzuaufsetzt haben!)

Ich taumelte zurück, denn — auf der Fahrstuhlbank lag in der Ecke mit herabhängenden Armen und einem Strid um den Hals ein gutgekleideter bartloser Mann ohne Hut — mit blaurotem, aufgedunsenem Gesicht — scheußlich mit einem Wort!

Du kennst ja nun die Einrichtung der Fahrstühle. Bei dem, um den es sich hier handelt, haben die Türen starke Federn, so daß sowohl die Außengittertür als auch die Innentür für von selbst zuschlagen.

So geschah es auch hier.

Und — so wurde mir der Anblick des Toten (denn der Mann war tot dem ganzen Aussehen nach) wieder entzogen.

Ich hatte mich vor Schreck auf eine Treppenstufe gesetzt.

Da — der Fahrstuhl glitt nach unten.

„Werkwürdig!“ dachte ich und horchte, wo er wohl halt machen würde. Man kann das ja der Dauer des Säusens und Brummens nach ungefähr feststellen.

Nun, meines Erachtens fuhr er bis ins Erdgeschob.

Dann (glaube ich?) wurde unten die Fahrstuhltür geöffnet. So ein Treppenhaus leidet bei nächstlicher Stille die Geräusche wie ein Rohr weiter.

Ich hörte auch noch das Zufallen einer anderen Tür — unten irgendwo.

Mit einem Male rüttelte mich jemand. Es war eine verschleierte Dame, die mir mit einer Taschenlampe ins Gesicht leuchtete. Ich sah sie nur ganz undeutlich. Ich sah aber besser ich lag halb vor meiner Thurtür, mit dem Rücken an die Treppenstufen geküßt.

Die Dame schaltete die Lampe aus und elkte die Treppen hinab. Es war dunkel ringsum. Ich schämte mich, erhob mich, betrat meine Wohnung, deren Tür weit offenstand, und setzte mich wieder auf den Divan. —

Dann rüttelte mich abermals jemand. Ich lag auf dem Divan, und Brael sagte:

„Herr Baron, ich werde Ihnen helfen. Sie können hier doch nicht im Wandel und angezogen die ganze Nacht liegen!“

Er half mir also beim Ausziehen. Ich schämte mich vor Braef, der mich so vorwurfsvoll ansah.

Als ich im Bett lag, sagte ich:

„Braef, ich habe meinen Stof im Fahrstuhl liegen lassen.“ (Und dies ist alles Tatsache, von dem Moment an, wo Braef mich schlafend auf dem Divan fand).

Er ging hinaus und kam sehr bald zurück. Mein Erlebnis (oder Traum), wie ich den Toten im Fahrstuhl vor mir gesehen, war so lebendig in mir, daß ich Braef entgegenrief:

„War der Mann noch im Fahrstuhl?“

„Nein, Herr Baron. Aber der Stof und Ihr Hut waren dort.“

Und er legte beides auf den Divan und fügte brummend hinzu: „Was für ein Mann, Herr Baron?“

Da schämte ich mich noch mehr.

„Ich habe das geträumt, Braef. Gute Nacht.“

Er zog sich zurück. Meine Müdigkeit war wie weggeblasen. Ich stand wieder auf, klopfte mich notdürftig an und ging in das Treppenhaus.

Der Morgen graute. Ich hatte mir meine kleine Taschenlampe eingesteckt. Ich wollte feststellen, ob ich nicht im Fahrstuhl irgend etwas finden könnte, das mir Gewißheit gäbe, ob der Tote ein Traumbild gewesen.

Der Fahrstuhl war oben im vierten Stof. Ich drückte. Er kam und machte vor mir halt. Dann betrat ich den Fahrstuhlfloß, leuchtete unter die Bank, hob den kleinen Teppich auf.

Nichts — nichts! — Aber ich war hartnäckig.

Ich schüttelte den Teppich. Da fiel etwas auf den Boden.

Rate was? — Du räthst es nie. Du wirst an einen Kragenknopf, eine Nodenadel, eine Stednadel oder dergleichen denken.

Es war ein Glasstückchen, und zwar ein Stück eines Messingrings, wie mir nachher der eine Rand und der Schliff verrieten, — ein etwa sichelförmiges Stückchen, zwei Zentimeter lang, mit etwa ein halb Zentimeter größter Breite.

Das war alles, was ich fand. Mir fiel ein, daß der

Tote (in meinem Traume?) einen Kneifer auf der Nase gehabt hatte — einen Kneifer ohne Fassung mit Goldsteg.

Ich starrte sinnend auf das Stückchen Glas in meiner stachen Hand. Die Bruchfläche glitzerte im Lichte der Glühbirne des Fahrstuhls. Und — meine Blicke, die bisher nicht in mein Inneres geschaut und mitgeholfen hatten, in mir selbst nach der Wahrheit zu forschen. — diese Blicke waren unbewußt über die Hand hinweggeglitten und haften nun ebenso unbewußt auf einem winzigen Gegenstand, der etwa in der Mitte der Volkstierbank nach der Wand zu auf dem roten Blüschbezug lag.

Ein winziger Gegenstand — etwas Weisches, wie eine kleine Bohne.

Da erwachte abermals mit aller Stärke der Wunsch nach Klarheit in mir. Ich beugte mich hinab, hob das winzige Etwas auf. Es war keine Bohne. Nein — es war ein abwesungener Fingernagel, die Spitze eines langen, wohlgepflegten, lackierten Fingernagels!

Der Nagel war so zierlich daß mein nächster Gedanke ihn an eine zart parfümierte Frauenhand sauberte.

Zart parfümbort! — Ja, lieber Balder, man hat mitunter so Einfälle. — Zart parfümbort? „Vielleicht.“ dachte ich. „vielleicht gehört der abgebrochene Fingernagel jenem verschleierten Weibe, das ich auf dem Treppenabsatz meines Stockwerks gesehen hatte, nein. — zu leben geglaubt hatte. — nein, das ist Unsin: ein Traumgebild läßt keinen Fingernagel im Fahrstuhl zurück, wenn man es im Treppenhause gesehen hat! —“

Der Schluß des Briefes meines Freundes ist für Sie, verehrtester Herr Herrst, und für die Beurteilung dieser meines Erachtens etwas wertwürdigen Geschichte ohne Bedeutung.

Ich weiß nicht, ob Sie meiner Meinung sind, Herr Herrst, und ob Sie, lediglich aus dem Inhalt von Ollmars Brief, wie ich annehmen, daß der Baron damals tatsächlich einen Toten gesehen hat, den man heimlich aus dem Hause wegschaffen wollte oder besser weggeschafft hat.

Ich verbleibe mit Gruß Ihr dankbarer

Balder Baltholm.

2. Kapitel.

Harald hatte mir in seinem Studierzimmer diesen Brief am 12. September abends sieben Uhr vorgelesen, legte ihn nun weg, griff nach einer seiner Mirakulum-Zigaretten und blickte dabei durch das offene Fenster auf die stille Blicherstraße hinaus, in der das Haralsche altbewährliche Familienhaus liegt.

Seine Stirn, hinter der vielleicht jetzt schon der schärfste Geist an dem Fall Toornward arbeitete, den je ein Detektiv besessen, — diese hohe, kluge Stirn begann sich in jene drei Falten zu legen, die für Haralds Zustand angestrengtester Denkfähigkeit so charakteristisch sind.

Dann wandte er den Kopf, schaute mich an und sagte: „Wenn es wirklich ein Wink wäre, wo jener Mann, den die Zeitungsschreiber auf der Flucht ins Ausland vermuten, geblieben, dann — dann könnte man hier von einem letzten Zufall sprechen!“

Ich verstand seine Andeutung sofort. „Meinst Du etwa den Kommerzienrat Niendorf?“ fragte ich.

Er kramte in den auf dem Tische liegenden Zeitungen und erwiderte: „Ja, den meine ich! — Ah — hier ist das Blatt vom 28. August. Ich hatte es hier in die Mappe gelegt. Hier kann man lesen:“

Der Kommerzienrat Peter Niendorf, der bekanntlich seine chemische Fabrik letztes an einen Ausländer verkauft hat und den Staat dabei gehörig betrogen haben soll, indem er die Kaufsumme viel zu gering angab, wird seit dem 20. August vermißt. An diesem Tage entfernte er sich früh morgens aus seiner Villa zu dem gewöhnlichen Morgenspaziergang. Seitdem ist er verschwunden. Der letzte, der ihn am 20. sah, war, wie bereits festgesetzt, ein Bankangestellter namens Wittmar, der ihn um 9 Uhr vormittags in der Musketierstraße, bekanntlich einer der verrufensten Gassen von Berlin N.O. vor einer Kellertür bemerkt haben will, aus der Niendorf, schon sich umblickend, auf der Straße erschien —“

Harald legte die Zeitung weg.

„Am 22. August erlebt der Baron Toornward seinen

Traum.“ sagte er und nickte mir bedeutungsvoll zu. „Zwei Tage vorher wird der Kommerzienrat vor einem Gemüßkeller in der Musketierstraße erkannt — vor einem Kellerladen, der, wie in der Zeitung weiter zu lesen ist, einem Händler namens Billberg gehörte, der — man ebenfalls spurlos verduftet ist. — Ich denke, dies genügt, mein Alter, uns zu veranlassen, diesen Dingen auf den Grund zu gehen. Fahren wir zu Baron Loornward.“ —

Ein Auto brachte uns in zehn Minuten nach der Neuen Meibrenstraße Nummer 9.

Wir läuteten im dritten Stock rechts an, wo unter dem Messingschild „M. Meyers“ des Barons Karte befestigt war.

Der Diener Brael, ganz der Typ des langjährigen Bedienten eines Feudalgeschlechts, öffnete.

„Der Herr Baron ist heute früh weggegangen und noch nicht heimgekehrt.“ erklärte er in mäßigen Deutsch, aber mit desto eindrucksvollerer Umrube. „Ich bin herzlich in Sorge um den Herrn Baron. Er hat nämlich gestern einen Brief erhalten, der von einem recht frauwürdigen Menschen, der mehr wie ein Strolch aussah, überbracht wurde. Nach Durchsicht dieses Briefes geriet mein Herr in große Aufregung. — Ich würde den Herren dies nicht mitteilen, wenn Sie nicht Herr Harst wären. Der Herr Baron sandte gestern Abend neun Uhr zu mir, als er den Brief zu sich steckte: „Ich werde morgen früh den berühmten Liebhaberdetektiv Harst auffuchen. Mein damaliger Traum, Ueber Brael, hat jetzt ein seltsames Nachspiel bekommen.“ — Weshalb kann ich Ihnen leider nicht mitteilen, Herr Harst, denn der Herr Baron schickte mich dann zu Bett. Was jener Brief enthalten haben kann, ahne ich nicht Anmal.“

Brael hatte uns in des Barons Herrrensammer geführt. „Dachte der Baron gestern Abend eine Hauskacke an?“ fragte Harald nun.

„Ja, Herr Harst.“

„Steckte er den Brief in eine Tasche dieser Kacke?“

„Sowohl in die rechte Außentasche.“

„Sollen Sie die Kacke, Brael, Es muß sein. Vielleicht finden wir den Brief noch darin. Ich fürchte, der Baron ist hier in ein keineswegs harmloses Abenteuer mit hinein verwickelt worden.“

Der alte Braef verbeugte sich. „Woll Sie es sind, Herr Darst!“ —

Wir fanden den Brief. Er lautete — ohne Anrede:

Sollten Sie über Ihren Traum in jener Nacht irgend jemandem gegenüber auch nur Andeutungen fallen lassen, so werden wir Sie ohne Erbarmen der Staatsanwaltschaft wegen „des Mannes mit dem Herzen auf der rechten Seite“ anzeigen. — Verbrennen Sie diesen Brief.

Auch eine Unterschrift fehlte. — Harald schob Brief und Umschlag in die Tasche.

„Braef,“ sagte er sehr ernst, „Sie dürfen niemandem verraten, daß der Baron damals im Rausch so merkwürdig geträumt hat. Oder — erwähnten Sie es irgend jemandem gegenüber? Bestimmen Sie sich genau —“

Braef zögerte etwas. „Ich bin viel allein, Herr Darst,“ erklärte er dann. „Ich habe mich zuweilen mit einem Herrn aus dem Nebenhaufe unterhalten, der wie ich eine Vorliebe für Blumen hat. Dort draußen auf unserem Balkon habe ich die Blumenkästen hübsch bepflanzt. Und der Herr, der nebenan in Nr. 10 ebenfalls im dritten Stock einen Balkon hat, liebt Blumen genau so. Wir kamen erst beim Begießen unserer Lieblinge von Balkon zu Balkon ins Gespräch. Dann trafen wir uns auf der Straße, und nun gehen wir Tag für Tag zusammen eine Stunde spazieren. Der Herr war früher Kaufmann und ist jetzt Rentner, ist zehn Jahre jünger als ich, so gegen fünfzig, und heißt Eduard Allin. Ihm erzählte ich, wie mein Herr hier in Berlin recht, ja recht unsolide geworden ist und was in seiner Nacht vorfiel.“

„Wann erzählten Sie es ihm?“

„Das kann ich nicht mehr genau sagen. Vielleicht vor fünf bis sechs Tagen. Es mag auch länger her sein.“

„Begannen Ihre Spaziergänge mit Herrn Allin vor oder nach dem 22. August?“

„Gesprochen hatten wir miteinander von Balkon zu Balkon schon vorher. Zum ersten Male gingen wir dann am 22. August zusammen spazieren.“

„So — so! — Braef, nun frischen Sie Ihr Gedächtnis mal recht tüchtig auf: Hat Herr Allin Sie etwa ausae-

horcht? Kam er etwa auf die Versüßungen der Weltstädte zu sprechen und fragte er Sie vielleicht, wie Ihr Herr lebe?"

Brael schaute Harald plötzlich mit traurigem Blicke an.

"Oh — wie schlecht die Menschen doch sind, Herr Harst!" rief er empört. "Jetzt, wo Sie mich darauf aufmerksam gemacht haben, daß Herr Allin vielleicht mich nur ausforschen wollte, wird mir manches in seinen Neben klar. Ja, ja. — Sie haben recht, Herr Harst: er hat über die Sündhaftigkeit der Großstädter gesprochen; er hat auch über den Herrn Baron Bemerkungen gemacht, die — wie blind war ich nur! — darauf abzielen, meinen Unwillen über des Herrn Barons ledigen Lebenswandel zu erregen. Ich diene dem Hause Loornward nun bereits fünfundszwanzig Jahre. Da verschmelzen die Interessen der Herrschaft mit denen des Dieners, Herr Harst. Ich melde es nur out, es war nur Sorge um des Herrn Barons Gesundheit, als ich über den Alkoholmißbrauch im allgemeinen und die Neigung des Herrn Barons für schwere Weine im besondern mich ansieh. Dabei erwähnte ich eben, daß der Herr Baron damals nachts von einem Manne im Fahrstuhl gebrochen hätte und vorher in Kleidern auf dem Divan eingeschlafen war und Hut und Stock im Fahrstuhl verfallen hätte. Ich werde Herrn Allin fortan nicht mehr kennen. Ich —"

"Das werden Sie nicht, Brael!" meinte, Harald schnell.

"Am Gegenteil: Sie werden so tun, als ob Sie Herrn Allin nach wie vor als Zufallsbekanntschaft sehr angenehm fänden. — Brael, im Vertrauen; Ihr Herr hat damals nicht geträumt! Er sah einen Toten im Fahrstuhl sitzen, einen Erwürrgsten!"

"Um Gott!" rief der Alte entsetzt.

"Brael, es heißt schlau sein. Also — sich Allin gegenüber nichts merken lassen, nicht das Geringste! — Sollte der Baron bis morgen früh nicht zurückgekehrt sein, so geben Sie mir telephonisch Bescheid."

Wir verabschiedeten uns. Auf der Straße sagte Harald, indem er sich in meinen Arm einballe: "Wenn dieser Allin ein weibliches Wesen in seinem Haushalt hat, etwa eine Tochter, Wirtschaftlerin oder dergleichen, dann sind wir auf der rechten Fährte. Ich wollte Brael nicht

an viel fragen. Er soll nicht kopfscheu werden. Gehen wir zur nächsten Polizeiwache. Dort wird man mir die gewünschte Auskunft nicht verweigern.“ —

Wie richtig darfst doch wieder vermutet hatte! Allin wohnte mit seiner liebigen Tochter Ella, 25 Jahre alt, zusammen! —

Und abermals schritten wir Arm in Arm von der Polizeiwache die Straßen des Berliner Westens entlang.

„Ich dachte zuerst an eine Tochter,“ meinte Harald, „weil der lacierte Fingernagel auf Eitelkeit und verfeinerte Lebensgewohnheiten, auf Jugend und Wohlhabenheit hindeuteten. — Wir werden nun nach der Mustertierstube fahren.“ —

Neben dem Keller des Gemüsehändlers Willberg befand sich ein ähnlicher Laden, der einem Schuhmacher Rebbein gehörte, wie wir auf dem Blechbild dieser Kellertür lasen. Das eine schmale Kellerefenster Meisters Rebbeins war noch erleuchtet. Wir hörten den Schuhmacher hämmern und zwischenher auch das Geschmetter eines Kanarienvogels.

Harald klopfte gegen die Scheibe. Das Fenster wurde geöffnet, und der Kopf eines vertrockneten Männchens erschien in der hellen Oeffnung.

„Sie wünschen?“ fragte er misstrauisch.

„Nur eine Auskunft,“ meinte Harald lebenswürdig und reichte dem wunderlichen Alten, der vollkommen an einen der Störche aus schönen Kindermärchen erinnerte, seine Reklamation nebst einem Dundermarckschein.

Der Kopf verschwand. Das Fenster wurde zugeschlagen. Nach einer Weile aber freisetzte das Schloß der Kellertür. Rebbein bearührte uns schweigend mit vielen Bücklingen, die er noch durch einladende Handbewegungen unterstützte. Erst als er die Tür wieder verschlossen und seine kleine Werkstätt betreten hatte, kam die laute Begrüßung. Zunächst warf das Männchen beide Arme wie außer sich vor Entzücken in die Luft. Als diese theatralische Geste beendet war, rief er:

„Gepriesen sei der Tag, an dem Sie, hochverehrter Herr Darst, die acht Stufen zu meiner bescheidenen Behausung hinabzuklimmen die außerordentliche Güte hatten! Ich gehöre zu Ihren allerliebendsten Bewunderern! Da

— bitte!“ Er ergriff die Banco und beleuchtete an der Wand sechs aus illustrierten Zeitschriften ausgeschnittene Bilder Haralds, die er durch eigenhändig gefertigte Rahmen aus Zigarrenkistenholz noch dekorativer gemacht hatte.

Harald gab ihm die Hand. „Meisten Reheben, dann werden Sie mir hoffentlich auch einiges über Ihren Nachbar Willberg erzählen.“ sagte er mit jener zwanglosen Stolz würdigkeit, die ihm im Fluge jedes Herz erobert.

„Dacht' ich's mir doch — dacht' ich's mir doch!“ meinte der Zwerg und grinste pfiffig. „Nehmen Sie zunächst mal Platz, meine Herren —“ — Er schobwie zwei Stühle dicht an seinen Arbeitstisch. — „So — bitte — Sessel besitze ich leider nicht. — Hum — Theodor Willberg, hm —“ — Er ließ sich auf seinen Schusterschemel nieder. „Ob ich über den etwas weiß?! Ja, Herr Harst, da muß ich erwidern: Nein, ich weiß nichts — nichts!“ Er streichelte seinen grauen Vollbart. „Nein — nichts! Die Polizei war ja schon bei mir, und diesen Herren erklärte ich dasselbe. Selbstverständlich tat ich es! Hier in der Musketierstraße, wo meine Kundenschaft lediglich aus Kaschemmenstammungsgäßen besteht, — hier würde ich mir eher die Zunge abbeißen, als über ein sogenanntes fragwürdiges Subjekt auch nur zu verhandeln, wann er seine Etübel zum letzten Male hat verfohlen lassen. No — nichts zu machen! Die Musketierstraße hat ihren eigenen Kommen, was doch so viel heißt wie: ihre etagen ungeschriebenen Gesetze! — Allerdings, wenn ein Harald Harst zu mir käme und spräche: „Herr Reheben, niemand von der Musketierstraßen-Gilde soll irgendwile geschädigt werden, wenn Sie mir alles sagen!“ dann — dann würde sich mein Gedächtnis vielleicht sehr schnell von seiner Schwäche erholen, und ich würde, — doch nein — erst reden Sie, Herr Harst!“

Harald lächelte etwas. „Harst verpflichtet Ihnen, die Gilde unbedingt zu schonen.“ meinte er, schnell wieder ernst werdend.

„Gut, gut, — dann erkläre ich also, daß Willberg von Lathen erst seit zwei Monaten innehatte. Ich betone: innehatte! Nicht bewohnte! Denn meines Erachtens oder besser meinen Beobachtungen nach ist er kaum viertmal in der ganzen Zeit dort gewesen. Verkauft hat er wie etwas.

Der Gemüseladen war immer geschlossen. Nur am zweiten Tage wurden dort zwei Sack Kartoffeln, ein Sack Kohlrüben und eine Kiste Mohrrüben abgeladen. Das war das einzige Mal, wo ich Willberg bei Tage zu sehen bekam. — Wie er aussah? Nun — er hatte eine schätzbare Klust an, hatte einen dunkelblonden Vollbart und trug so 'nen Anwelter ohne Fassung mit 'n Goldsteg oben, so 'n modernes Augenglas. Im übrigen, Herr Harst, besuchte er den Laden nur nach Dunkelwerden. Was er dort trieb? — Der Onom grinste noch vffischer. „Wer kann das wissen, Herr Harst? Die Polizei, die den Laden durchsucht hat, fand nichts als etwas Möbelgerümpel, die Kartoffeln, die Kohlrüben und die Mohrrüben, hat dann festgestellt, daß es einen Theodor Willberg, der vordem in Stettin gelebt haben wollte, nicht gibt, und zog mit langer Nase und kurzen Neuzuleiten ab —“

„Aber Sie wissen es!“ sagte Harald leise.

Rebbeck nickte. „Nur für Sie weiß ich's — und für Ihren Freund, Herrn Schraub. Sonst für niemand!“ — Er begann zu klütern. Der Kanarienvogel hatte seinen Gesang eingestellt; er sang wohl mit, wenn das Hämmern ihn anregte.

„Die Sache ist die, Herr Harst. — Meine kleine Kirche und die des Nebensellers haben früher mal — das Haus ist sehr alt — eine Verbindungstür gehabt. Sie wurde dann vor langen Jahren nicht zugemauert, sondern nur durch zwei Holzwände verschlossen, die mit Stahl getüncht wurden. Niemand weiß dies mehr. Nur ich, denn ich wohne jetzt hier 32 Jahre, erst mit meiner Frau, dann allein, ganz allein. — Theodor Willbergs Person interessierte mich. Ich dachte daher mit meiner regen Phantasie: „Halt — mit diesem Willberg stimmt etwas nicht! Du könntest eigentlich mal versuchen, ihm hinter seine Schliche zu kommen!“ — Deshalb, Herr Harst, wickelte ich eines schönen Tages vor etwa vier Wochen das eine Brett der Holzwand auf meiner Seite los —“ Er machte eine Pause.

— und dann auch eines der zweiten Bände,“ vollendete Harald ungeduldig.

„Nein, Herr Harst. Das tat ich nicht, denn —“

— ich fand zwischen den Holzwänden etwas," fügte Saraß schnell hinzu.

"Ah — man merkt, Harst sitzt mir gegenüber!" meinte der Gnom mit einer Verbeugung. „Ja — ich fand dort etwas: einen schmalen Koffer, einen eleganten Koupée-Koffer, etwa dreiviertel Meter lang und ein halbes Meter hoch. An dem einen Griff war ein Schlüssel angebunden.“

„Sie öffneten den Koffer?“

„Ja, das tat ich. Ich fand darin Bapieraeld, bündelweise, alles Tausendmark Scheine und Hundertmark Scheine. schätzungsweise — anderthalb Millionen.“

„Echt?“ warf Saraß gespannt ein.

„Unzweifelhaft echt, Herr Harst. — Ich stellte den Koffer an dieselbe Stelle zurück. Die Versuchung war allerdings groß. Ich hätte mit einem Schläge ein reiches Wagnis werden können. Und doch: das ungeschriebene Gesetz der Musketierstraße warnte mich, lieber nicht mit dem Koffer anzufahren. Kurz, ich habe das Brett wieder eingefügt, habe die beiden Rippen dicht mit Kall übertüncht und — bin ehrlich geblieben. — So, mehr weiß ich nicht, Herr Harst! Höchstens noch das eine, daß die Vollaet bis vorgestern den Keller Willberg's heimlich beobachtet hat. Jetzt hat sie es aufgegeben und dem Hausbesitzer heute nachmittag, wie mir der Portier erzählte, gestattet, den Keller zum ersten Oktober wieder zu vermieten. Die Schlüssel wird die Vollaet übermorgen dem Hausbesitzer ausbändigen, der noch Duplikatschlüssel zu den Türen gefunden hatte.“



3. Kapitel.

Saraß hatte sich eine Zigarette angezündet. Er starrte in die glühende Schusterkugel, die der Alte nach anderswo längst entschlafnem Brauch noch benutzte.

Dann sagte er, indem er sich erhob: „Wir werden das Brett losmachen, Herr Hebbeln, Vorwärts! Ich muß wissen, ob meine Vermutung zutrifft. Der Koffer wird verschwunden sein. Ist er es nicht, dann — fällt meine Theorie in sich zusammen, was den Mann im Fahrstuhl betrifft.“ Die letzten Sätze galten ihm

Rehbein nahm die Petroleumlampe vom Schusterrißsch. „Gut — ich bin einverstanden, Herr Darft. Ihr Name bedt mir den Rücken.“ —

Wir hatten das Brett sehr bald gelöst. Der Snom besah genügend Werkzeuge.

Der Koffer war — nicht mehr da!

„So,“ meinte Darft, „nun das zweite Brett! Der mit dem Stemmeisen, Herr Rehbein! Ich werde die Nägel gerade biegen.“ —

Nach einer halben Stunde, in der wir jedes Geräusch vermieden, konnte das Brett nach außen gedrückt und herausgehoben werden.

Darft schob sich durch die schmale Öffnung hindurch, schaltete drüben seine Taschenlampe ein und flüsterte: „Bleiben Sie in Ihrer Küche, Herr Rehbein. Schraut und ich arbeiten nicht gern vor Zuschauern.“

Ich kam mit knapper Not durch das Loch in die Willbergische Küche. Von dieser ging eine Tür wie bei Rehbein in eine winzige Schlafkammer, und diese war durch eine zweite Tür mit dem größeren Raume verbunden.

Wir hatten ihn kaum betreten, und ich hatte auf Darfts Wink diese Tür kaum ins Schloß gedrückt, als wir draußen auf der Straße das Geräusch eines Autos vernahmen, das vor dem Hause anhielt.

Darft schaltete die Taschenlampe aus, die er ohnedies stets unter der Jacke getragen und von deren Lichtkegel er nur einen winzigen Strahl zur zeitweisen Beleuchtung unseres Weges hindurchgelassen hatte, und flüsterte: „Achtung!“

Wir standen im Dunkeln. „Du meinst, das Auto könnte jemand gebracht haben, der hier —“ — Weiter kam ich mit dieser zweifelndurchwehten Frage nicht.

Ich vernahm Geräusche, die mir bewiesen, daß Darft wieder einmal recht gehabt hatte.

Er packte meinen Arm.

Schnell — in die Schlafkammer! Unter das Bett!

Im Moment waren wir nebeneinander in der Kammer, lagen nun unter dem Fichtenbett auf den staubigen Dieben. Die Tür hatte ich wieder eingeklinkt.

Und abermals hörten wir Geräusche — Schritte, leises Voltorn, Anarren des Fußbodens.

Dann wurde die Tür geöffnet. Ein Stillschwein schloß herein.

„Aufs Bett!“ flüsterte eine tiefe Stimme.

Wir sahen nichts als zwei Paar Lackstiefel mit Zuckersohlen darüber gebügelte Beinkleider.

Die beiden Männer warfen etwas Schweres, das sie getragen hatten auf das Bett.

Wieder eine Stimme: „Verdammt — was nicht mit dem Zeug! Sicher ist sicher!“

Sie standen dicht an dem Bett. Von der Tür her flüsterte ein Dritter, der die Lampe hielt: „Beißt Euch! Ihr wißt, daß wir —“

„Erleuchtet!“ sagte der mit dem Bag leise.

Und — im demselben Augenblick sah ich, wie Harald, der den Arm ausgestreckt hatte, das Beinkleid des einen Mannes facht berührte.

Ich lag an der Wand. Ich war starr vor Schreck. Hatte Harst den Menschen etwa an der Hofe geupst?!

Kun — meine Sorge war überflüssig. Die drei unterzürnten sich. Das Auto fuhr draußen knatternd davon.

Das Ganze hatte keine zwei Minuten gedauert.

Harst kroch hervor, knippte seine Taschenlampe an, richtete sich auf. Ich folgte schnell.

Und erblickte auf dem Bett einen gut gekleideten Herrn mit blondem Schwibbart — gefesselt und mit einem Lappen über dem Gesicht.

Der süßliche Geruch von Chloroform stieg mir in die Nase.

Und Harst riß auch schon den Lappen weg, enthüllte so ein Männerantlitz, dessen Züge durchaus denen des Barons Toornward glichen, von dem der Diener Drack und eine neuere Photographie mitgegeben hatte.

Der Baron war bewusstlos. Wir nahmen ihm die Fesseln ab.

„Er ist leicht Chloroformiert.“ sagte Harst, nachdem er den Puls und die Augen untersucht hatte. „Tragen wir ihn zu Rehbein hinüber.“

Der Onom taumelte vor Schreck zurück, als wir so zu dreien seine Werkstatt wieder betraten. Wir legten dem Baron auf Rehbeins uraktes Glandoberfoto.

„Herr Rehbein.“ meinte Harald. „Sie werden bei diesem Herrn jetzt Krankenpfleger spielen. Reiben Sie ihm die Schläfen mit Essig ein, ebenso die Brust. Wir gehen nochmals hinüber.“ —

Als wir den Ladenaum des Kellers betraten, sahen wir sofort auf dem Fußboden einen sehr großen, aufgeschlachten Koffer stehen, der ganz neu war — und völlig leer.

„In diesem Ding hat man den Baron hergeschafft.“ sagte Harald sinnend. „Den Baron haben wir nun. Jetzt fehlt noch der tote Peter Niendorf, mein Alter.“

Ich horchte auf. „Der Mann aus dem Fahrstuhl?“ fragte ich sägernd.

„Ja. Denn der Tote, den der Baron damals erblickte, war bestimmt Niendorf. Dieser trägt einen Kneifer ohne Fassung, ist bartlos und verschwand an demselben Tage, wo Toornward nachts angeheuert heimkehrte. Niendorf ist eine so bekannte Persönlichkeit in Berlin, daß es der Beschreibung seines Aeußeren in der Zeitung gar nicht bedurft hätte, um mir klar zu machen, daß des Barons „Traumgesicht“ eben der verschwundene Kommerzienrat sein müsse. Ich sagte mir dies heute abend sofort nach der Lektüre von Balholm's Brief, wie Du weißt.“

„Und — hoffst Du die Leiche etwa hier zu finden?“

„Ja.“

„Nach Rehbein's Angaben könnte Niendorf aber auch hier „Billberg“ gespielt haben. Auch „Billberg“ trug einen Kneifer ohne Fassung.“

„Stimmt.“

„Weshalb Niendorf's Doppelrolle?! Und — was hat es mit dem Koffer mit den anderthalb Millionen auf sich?“

„Durchschaust Du den Zusammenhang wirklich nicht? Es gibt nur eine Lösung. — Lassen wir die Theorie jetzt, halten wir uns an die Praxis. Ich behaupte: Niendorf's Leiche muß hier sein!“

„Weshalb?!“

„Weil faulende Kartoffeln — und jene dort in der Ecke faulen schon, daher der Gestank hier! — den Verwesungsgeruch nicht übertäuben. Hätte die Polizei Balholm's Brief erhalten und wüßte sie, was wir wissen, und röche sie, was ich rieche: auch sie würde dann dasselbe tun.“

Und er blühte sich und begann wie ein Spürhund an den Nissen der rissigen Dielen zu schnuppern.

Nach kaum drei Minuten erklärte er: „Hier liegt die Leiche! Ueberzeuge Dich!“

Ich kniete nur widerstrebend nieder und brachte die Nase dicht an die Dielenrinne.

Mein Kopf flog wieder empor. Uebelkeit wüthete mir in der Kehle, so stark war der Gestank der Verwesung, der unter den Dielen hervorbrang.

„Unsere Aufgabe hier ist erledigt,“ sagte Barab nun. „Sehen wir, wie es dem Baron geht.“ —

Ich ging es gut. Er war bei Bewußtsein.

Jetzt wurde auch Meister Rebbein von Darst in alles eingeweiht. Rebbein schwor daß er nichts verraten würde — nichts und niemandem!

Toornward brühte uns dankbar die Hand. „Wenn ich geahnt hätte, welche Folgen mein Brief an Palkholm haben sollte!“ meinte er matt. „Sie haben mir das Leben gerettet, Herr Darst. Ich werde Ihnen kurz mitteilen, was mir heute widerfahren ist.“

Barab hatte den Brief, den der Baron durch den fragwürdigen Menschen heute früh erhalten hatte, noch nicht erwähnt. Jetzt machte er eine kurze Handbewegung, die Toornward schwelgen ließ, und fragte, indem er den Baron scharf beobachtete: „Was hat es mit dem Manne „mit dem Herzen auf der rechten Seite“ auf sich?“

Toornward suchte zusammen. Dann flüsterte er hastig: „Ich möchte hierüber nicht sprechen, Herr Darst. Entschuldigen Sie schon. Aber — man gibt nicht gern zu, daß —“

„— daß man aus Liebe zur Wissenschaft Friedhofsbeamte besticht und eine Leiche aus einem in der Kapelle aufgebahrten Sarge stehlen läßt,“ vollendete Darst rubig. „Ich begreife es vollkommen, Herr Baron, daß Sie die Aufdeckung dieses Verbrechens des Leichenraubes fürchten, für daß es nur eine Entschuldigung gibt: die Wissenschaft, den Forschertrieb! — Ich lese Zeitungen sehr genau. Ich habe ein vorläufiges Gedächtnis. Ich weiß, daß vor etwa drei Wochen jener Janas Ekrofski hier in Berlin starb, der den Ärzten insofern hochinteressant war, als bei ihm das Herz rechts in der Brust lag. Man hatte ihm schon bei Lebzei-

ten große Summen für seine Leiche geboten. Seine Frau schlug auch nach seinem Tode alle derartigen Angebote ab. Und da haben Sie eben als reicher Mann —“

Toornward nickte. „Ja — ich habe es getan. Aber ich ließ die Leiche nicht stehlen. Ich habe sie nur sezirt und die inneren Organe photographirt. Immerhin: es bleibt ein Verstoß gegen die Geseze. — Wie jemand davon etwas erfahren haben kann, ist mir unklar. Die von mir befohlenen beiden Leute werden sich gebüht haben, zu jemandem —“

„Nein — diese Leute schwiegen.“ fiel ihm Harald ins Wort. „Aber — andere Leute gibt es, die Ihnen auf Schritt und Tritt gefolgt sind, seitdem Sie durch einen Zufall Mitwässer des Todes Riendorfs geworden waren. Und diese beobachteten, daß Janas Skroklis Leiche von Ihnen heimlich sezirt wurde. — So, nun erzählen Sie, Herr Baron.“

„Als ich den Drobbrief heute früh erhalten hatte,“ begann Toornward, „begab ich mich sofort zu den beiden Kirchhofsbeamten und hielt ihnen vor, daß nur durch ihre Schwachhaftigkeit unser gemeinsames Vergehen für uns üble Folgen haben könnte. Sie schworen hoch und heilig, daß sie nicht einmal ihre Frauen eingeweiht hätten. Ich glaubte ihnen. Sie waren nun selbst in der größten Unruhe und flegten mich an, sie nicht zu verraten und nötigenfalls anzugeben, daß ich ohne jemandes Wissen in die Kapelle eingedrungen sei. Ich versprach dies. — Als ich die Straße wieder betrat, drängte sich ein Mensch an mich heran, der mir einen Zettel in die Hand drückte und blitzschnell in einem Hause verschwand. Der Mensch war gut gekleidet und trug Brille und schwarzen Vollbart. Auf dem Zettel stand:

Wenn der mit dem „rechten“ Betzen vergessen werden soll, kommen Sie sofort nach der Lenbachstraße Nr. 18, zwei Treppen, Gartenhaus, rechts.

Was sollte ich tun? Ich mußte gehorchen. An der Thür der Gartenhauswohnung in der Lenbachstraße hing eine Wistenkarte, die mit der Hand angeschrieben war:

Mag Müller
Angeieur

Ich läutete. Es öffnete mir derselbe Mann, der mir den Zettel in die Hand gedrückt hatte. Er war sehr höflich, bat mich in ein Zimmer linker Hand, das die übliche Einrichtung „möblierter besseres Zimmer“ hatte, und gab mir ein Schriftstück zu lesen, nachdem ich in einem Sessel mit dem Rücken nach dem Fenster hin Platz genommen hatte. In dem Schriftstück sollte ich mich zur Zahlung von 100 000 Mark „Bermittlergebühr“ verpflichten. Es war also eine glatte Erpressung. Während ich noch las, mußten unter dem Sofa, neben dem der Sessel stand, und hinter mir je noch ein Mann dann mitgeholfen haben, mich zu überwältigen. „Müller“ begann mit dem Ueberfall, indem er mir plöylich aus einer Flasche Chloroform ins Gesicht goß. Gleichzeitig packte man meine Füße unten und meine Handgelenke von hinten. Ich wollte um Hilfe rufen. „Müller“ — der Kerl wird natürlich ganz anders heißen — warf mir eine schwere Reisebede über den Kopf, und ich verlor das Bewußtsein. Als ich wieder zu mir kam, war ich gefnebelt und gefesselt und sitzend auf einem Stuhl festgebunden. Die Bede lag noch über meinem Kopf. Ich sah nichts, hörte nur, daß jemand zuweilen im Zimmer auf und abging. Dann betäubte man mich nach Stunden abermals, und ich erwachte hier auf dem Glanzleberlofa.“

Harald fragte noch einiges. Der Baron konnte jedoch den Lackbestand seines gefährlichen Abenteurers nicht weiter ergänzen. Haralds letzte Frage lautete, ob der Baron „Müller“ für einen Ausländer der Sprache nach hielt. Der Baron verneinte. „Der Mann beherrschte das Deutsche tadellos, sprach sogar leicht Dialekt, Herr Harald. Ich kann das beurteilen, da ich sehr viel mit Deutschen verkehrt habe und noch verkehre und Ihre Sprache mir völlig geläufig ist.“

„Dann werden wir jetzt die Bretter wieder einfügeln.“

bestimmte Harald.

Dies war gegen Mitternacht erledigt. — Der Baron blieb vorläufig bei Meister Reibeln. Wir beide verabschiedeten uns. Der Gnom ließ uns hinaus. Wir schritten die Muskelierstraße hinab.

„Jetzt kommt der Rentner Eduard Allin nebst Tochter, an die Reihe,“ meinte Harald lebhaft. „Die Geschichte ist nun geklärt bis auf Kleinigkeiten. Das von mir konstru-

ierte Gesamtbild muß stimmen. Du wirst es Dir gleichfalls schon konstruiert haben mein Alter."

"Allerdings," sagte ich. Und das war die Wahrheit. Hinter uns kam ein Auto her. Es war ein Taximeterauto. Harald rief den Chauffeur an. Der Mann fuhr langsamer, erklärte: "Mein Dienst ist aus. Ich bin bereits auf dem Wege zur Garage."

"Hundert Mark extra!" — Und das genügte. Wir stiegen ein, nachdem Harald die Neue Bleibtreustrafe als Ziel genannt hatte.

Das Hinterverdeck des Kraftwagens war herabgeklappt. Als wir dann durch den nächtlich stillen Tiergarten fuhren, feste der Motor des öfteren aus. Dann gab es einen leichten Knall, und das Auto hielt.

"Panne!" meinte Harald. "Nun müssen wir doch zu Fuß laufen!"

Der Chauffeur stieg ab und trat an den Wagenschlag heran.

"Wenn die Herren warten wollen. Ich werde mal nachsehen. Es muß an der Zündung liegen."

Ob — es lag nicht an der Zündung; es lag an etwas ganz anderem! —

Wir blieben araflos sitzen. Harald bot mir eine Zigarette an und sagte mit einem tiefen Abemholen, das wie ein Seufzer klang:

"Es mag von Niendorf nicht gerade sehr ehrenwert gewesen sein, daß er seine Fabrik an Franzosen verkauft hat. Man wird seine Handlungsweise lebst aber milder beurteilen müssen. Er ist tot. Er hat gebüßt."

"Seine Mörder sind die Käufer der Fabrik?" fragte ich ohne mir diese Frage recht zu überlegen.

Harald schaute mich merkwürdig an. "Nein, lieber Vater, da hast Du wieder mal aus Demutträgheit etwas in den blauen Dunst hinein gefragt. Du weißt doch aus dem Zeitungsaufschlag, daß man Niendorf vorwirft, den Steuerfiskus betrogen zu haben. Das mag schon hinnehmen. Die anderthalb Millionen, die Niendorf als Händler Willberg zwischen den Holzwänden verborgen hatte, dürften die Summe sein, die er über den für die Dessenlichkeit angegebenen Kaufpreis ausbezahlt bekam. Er hielt das Geld dort für

ganz sicher. Und doch sind irgendwelche Leute hinter seine Schliche gekommen. Zu diesen Leuten muß der Rentner Eduard Allin gehören.“

Er blies den Rauch der Mirakulum stobweise von sich und fügte hinzu: „Man kann Leichen über das Dach in ein Nebenhaus schaffen, und zwar deshalb, damit, falls man beim Wegschaffen gestört wird, der Tote in einem anderen Hause gefunden wird.“

Diese Bemerkung erleuchtete blitzartig des Barons Toornward nächstliches Abenteuer.

„Niendorf ist bei Allin ermordet worden?“ meinte ich.

„Ja. Bei Allin. Und die Tochter half, die Leiche durch das Nebenhaus in ein Auto oder einen Wagen bringen mit Hilfe des Fahrstuhls. — Ueberlege Dir das Erlebnis des Barons. Es spricht durchaus für diese Annahme. Die Verschleierte, die ihn wachriittelte, war Fräulein Ella Allin. Man fuhr die Leiche dann nach der Müstetierstraße in Wilberg-Niendorfs Keller, zu dem die Mörder ihrem Oyster eben die Schlüssel abgenommen hatten, falls sie sich nicht schon vorher mit Nachschlüsseln versehen hatten. Dann nahmen sie den Millionenkoffer mit. Und so brauchten sie nicht zu fürchten, daß jemand erkühre, weshalb und wo Niendorf den Tod fand.“

Er warf den Zigarettenrest auf die Straße. — Der Chauffeur kniete neben dem Motorlasten und hämmerte.

Und dann — dann erhielten wir den Beweis, daß dieser Chauffeur seine Rolle tadellos gespielt hatte.



4. Kapitel.

Aber noch jemand anders spielte seine Rolle tadellos.

Wir hörten hinter uns einen leisen Hilferuf, sprangen auf und beugten uns nebeneinander zum Auto hinaus.

Eine Frau — eine Dame mit Hut und dichtem Schleier kam die Straße entlanggelaufen, hinter ihr drein zwei Männer.

Die Frau rannte sehr schnell, wühlte uns zu. Garold sprang auf die Straße. Die Frau war keine fünf Schritte mehr entfernt. Sie schien von einem wahnsinnigen Ent-

feen gepackt zu sein, flog Harald jetzt, scheinbar Kolb- und um den Hals.

All das war Komödie, war einer der raffiniertesten Ueberfälle, die wir erlebt haben.

Ich erhielt von hinten, natürlich von dem Chauffeur, den ersten Schlag über den Kopf.

Harald schien jetzt Argwohn geschöpft zu haben, wollte das Weib von sich drängen. Sie hielt ihn unklammert.

Ich war bereits bewußtlos umgesunken, als auch Harst brutal zu Boden geschlagen wurde. —

Ich kam zu mir — ganz allmählich, machte wieder einmal alle Stadien des langsamem Erwachens aus einer durch einen Kopfschlag hervorgerufenen Bewußtlosigkeit durch.

Und fand mich auf einem Stuhl sitzend gefesselt vor — mit dünnem Draht gefesselt — selbst die Füße an die Stuhlbeine — selbst den Hals mit Schlingen umlegt, deren Drähte nach oben zu einem Haken in der Decke liefen.

Neben mir saß Harst, genau so wehrlos wie ich, auch mit einem Knebel im Munde.

Der Raum aber, erleuchtet durch eine Küchensampe mit Messingscheinwerfer, war die zum Willberaschen Keller gehörige Schlafkammer. Ich erkannte sie sofort wieder, denn am Boden vor mir lagen noch die Stricke, mit denen der Baron gefesselt gewesen.

Unsere Holzstühle standen frei mitten in der Kammer. Und auf dem Bettrand saß die Frau, die geholfen hatte, uns im Tiergarten unschädlich zu machen. Sie schaute nach durch die Löcher ihrer schwarzen Seidenmaske nacheinander an. Auch Harald war bereits bei Bewußtsein und schien jetzt eine Kopfbewegung gemacht zu haben, denn die Frau fragte mit einer angenehmen Stimme:

„Was wünschen Sie, Herr Harst? — Ich kann Ihnen den Knebel nicht abnehmen. Sie würden um Hilfe rufen. — Sie schütteln den Kopf? — Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie nicht um Hilfe rufen werden? — Ah — gut. Sie sind ein Ehrenmann und halten Ihr Wort.“

Sie kam auf Harald zu und lockerte die Schnur, die den Knebel festhielt, entfernte diesen und fragte: „Nun?“

„Nun genügt es mir,“ erwiderte Harald. „Ihnen fehlt kein Fingerringel.“

„Was soll das, Herr Hart?“ — Ihre Stimme wurde schärfer und blöcklich recht schrill.

„Meine Theorie stimmt eben nicht.“ erklärte er kurz. „Sie können mir den Knobel wieder in den Mund schieben.“

„Nein. Wir haben mit Ihnen obnedies zu verhandeln. Meine Freunde werden sofort erscheinen. Sie haben nur drüben bei Reibstein noch zu tun.“

Im selben Moment wurde hinter uns eine Thür geöffnet. Jemand rief leise:

„Verdammt — die beiden sind entwischt. Sie müssen den Keller schon vorher verlassen haben. Er ist leer.“

Der Mann trat weiter vor. Wir sahen ihn nun. Es war ein kleiner Mensch mit einer Chauffeurbrille, aber ohne Kragen und schäblich angezogen. Um den Hals trug er ein buntes Seidentuch. Aber seine Sprache war nicht die der Stammgäste der Berliner Kaffeehämmer, ebenso wie in seiner Körperhaltung und seinen Bewegungen jene gewollt träge Langsamkeit und Nachlässigkeit fehlten, die man mit dem vollstümlichen Ausdruck Schlaflosigkeit bezeichnet.

Er musterte uns schweigend. Außer ihm waren offenbar noch zwei andere Männer eingetreten. Ich hörte flüstern und das Knarren der alten Dielen. Dann sagte der Kleine mit harter Geschäftigkeit:

„Sie hätten sich in diese Sache nicht einzumischen sollen, Herr Hart. Es geht hier um mehr als nur um Geld. Der Schuft von Kommerzienrat ist noch gut weggekommen. Er hätte es verdient, daß man ihm das Fell streifenweise abzog.“

„Nun kein.“ erwiderte Harald. „Weßhalb Sie aber dem Baron Loornward aus dem Leben wollten, begreife ich nicht. Sie machen auf mich nicht den Eindruck eines kaltblütigen Mörders.“

„Danke. Was Sie von mir denken, ist mir gleichgültig. Hier geht es um unsere Köpfe. Und da wäre jede Rücksicht eine Narrheit.“

Harald schwieg.

„Sind Sie gar nicht neugierig.“ fragte der Mann nun, „wie wir erfahren haben, daß Sie bereits hinter uns her sind?“

„Neugierig ist nur der, der eine Sache oder einen Sach-

verhält nicht kennt. Sie wußten, daß wir unter jenem Bett lagen. Sie werden das Haus Neue Bleibtreustraße Nr. 9, in dem der Baron wohnt, beobachtet haben, und da ich ohne Maske, ohne Verkleidung leicht zu erkennen bin, dürfte man sofort der Wahrheit auf die Spur gekommen sein, eben daß wir den Baron besuchten und dann längere Zeit bei seinem Diener blieben. Ich behaupte jetzt auch, daß Sie den Baron gar nicht töten wollten. Sie rechneten damit, daß wir ihm das chloroformgetränkte Tuch entfernen würden. Ich beginne die ganzen Dinge anders zu beurteilen."

"Jedenfalls aber falsch!" meinte der Kleine spöttisch.

"Sie täuschen sich. — Was werden Sie mit uns beabsichtigen?"

"Wir müssen Sie jetzt, wo der Baron und Rehbein entwichen sind, sofort anderswohin schaffen, falls Sie nicht Ihr Ehrenwort geben, sich nicht weiter um uns zu kümmern."

"Diese Aussage gebe ich nicht!"

"Dann — los!" — Und auf diesen über unsere Köpfe hinweg gerichteten Befehl wurden uns von hinten zwei Lächer auf das Gesicht gedrückt. Gegenwehr war unmöglich. Ich hielt es für ratsam, die Lust anzuhalten und dann Bewußtlosigkeit nur vorzutäuschen. Es gelang. Die Leute hatten es eilig, banden mich los und schleppten mich wie einen schwer Trunkenen als ersten in das Auto draußen.

Ich lebte in der einen Ecke mit geschlossenen Augen. Ich hatte meine volle Bewegungsfreiheit. Im Auto war es dunkel. Und — ich war ohne jede Aufsicht. Mein Hirn arbeitete blühschnell. Die eine Tür war offen. Ich stieg aus. Ich hatte die Elementpistole so in die rechte Hand genommen, daß ich schnell zuschlagen konnte. Der kleine Herr stand mit dem Rücken nach mir hin am Kellereingang. Die Straße war nur ganz schwach beleuchtet. Ein hohler Wind piff um die Hausgiebel. Es tröpfelte etwas.

Und — ich schlich hinter den Kleinen, schlug zu, hing dem Umstürzenden auf und trug ihn ins Auto, nahm ihm die Chauffeurbrille ab, setzte sie auf, ebenso die Uhr, drückte ihm meinen weichen Filzbut ins Gesicht, kletterte auf den Führersitz.

Dann brachte man schon Harst angeschleppt.

Alles spielte sich nun so schnell ab, daß ich selbst kaum begriff, wie der Streich so tadellos hatte glücken können — scheinbar!

Einer der Männer rief mir ahnungslos zu: „Nach der Laube!“ ein anderer warf den Motor an.

Die Tür wurde zugeschlagen.

Ich freute mich, daß der Regen zum Wollenbruch wurde. Die Scheiben der Autotüren mußten fast undurchsichtig sein.

Und ich steuerte bekannteren Straßen zu, raste die Neue Königstraße dahin, bog links ab, verminderte die Schnelligkeit, sah das breite Einfahrtstportal des Polizeipräsidiums offen, hielt erst auf dem zweiten Hofe an, rief zwei Beamten etwas zu, die in einer Tür standen.

Sie sprangen herbei, rissen die Tür auf.

Und dann die niederschmetternde Ueberraschung: Das Auto hatte nur einen Fahrgast: Harald Harst, der wirklich bewußtlos war!

Im Fluge klärte ich die Beamten auf. „Immer mehr Leute strömen herbei, uniformierte und nicht uniformierte.“

Man trug Harald in ein Zimmer. Dann erschien auch schon unser alter Bekannter Kriminalkommissar Lenk, der lange Lenk. Abermals erzählte ich Lenk war durchaus nicht begierig, gleich alle Einzelheiten zu hören. Er gab Befehle aus. Die Riesemaschine der Polizei begann zu arbeiten. —

Eine Viertelstunde drauf war Harald wieder zu sich gekommen. Und zehn Minuten später sagte er schon: „Bei mir waren die Leute vorsichtiger! Ich mußte Atem holen. Sie hatten die List durchschaut.“

Der lange Lenk trat ein. „Was nun, bester Harst? Sind Sie wieder aktionsfähig?“ rief er erheitert und drückte Harald die Hand.

„Nach der Neuen Bleibtreustraße zu Ailin!“ sagte Harst und richtete sich auf. Ich half ihm. Er stand auf den Beinen, schwankte noch hin und her. —

Das Polizeiauto verließ das Präsidium am Alexanderplatz.



5. Kapitel.

Es war jetzt ein Uhr morgens. Es regnete noch immer. — Vor dem Hause Nr. 10 in der Neuen Bleichenstraße standen bereits zwei Kriminalbeamte. Als wir drei ausstiegen, kam ein Motorradfahrer angelaufen, einer von Benks Beamten. Er meldete, daß der Baron und Meister Nebbein sich doch in des Schusters Kellerbehauung beurlauben hätten, freilich in einem Versteck, das Nebbein sich wahrscheinlich für in Not befindliche Flaschenhändler-Kunden sehr geschickt angelegt hatte. Beide wurden jetzt auf dem Präsidium vorläufig festgehalten.

Wir klingelten den Portier von Nr. 10 heraus. Er setzte uns auf Harfs Fragen mit, daß der Rentner Allin zwei Vorderzimmer seiner Wohnung an zwei Herren vermietet hatte.

„Das klärt die Sache noch mehr,“ meinte Harald. „Dann hinauf zu Allin!“

Wir mußten sehr lange warten, bis geöffnet wurde. Die, die uns einließ, war ein blondes, schlankes Mädchen mit sympathischem Gesicht. Aber jetzt lag auf diesem Gesicht ohne solche Blässe und ein so deutlicher Ausdruck der Verzweiflung und trostloser Ergebung in ein unabweisbares Geschick, daß sogar Lenk als Beamter mit äußerster Höflichkeit die Bitte aussprach, das Mädchen und den Rentner einzeln fragen zu dürfen.

Das Mädchen führte uns in ein Speisezimmer, dessen Wohlbeschriebene Wohlhabenheit verriet.

„Mein Vater wird sofort erscheinen,“ sagte sie dann, indem ihr Blick immer wieder Haralds Antlitz suchte.

Harald erklärte höflich, daß wir auch ohne Herrn Allin das Nötige besprechen könnten. „Ich möchte Sie um Aufschluß über die Vorgänge jener Nacht bitten,“ fügte er hinzu. „Ich meine jene Nacht, als Sie drüben in Nr. 9 den Loten in den Fahrstuhl geschafft hatten, indem Sie dazu den Weg über das Dach wählten. Sie wissen, Fräulein Allin, wen sie hier vor sich sehen. Man rühmt mir die Fähigkeit nach, unklare Vorgänge etwas leichter zu durchschauen, als andere dazu imstande sind. Diese Fähigkeit beruht lediglich auf scharf ionischem Denken und Phantasie

Das junge Mädchen senkte den Kopf und erklärte leise: „Nienborg hat viele Menschen um Geld betrogen, so auch meinen Vater. Wir waren noch vor einem Jahre reich. Dann verlor mein Vater durch ihn zwei Drittel seines Geldes. Wir mußten unser Leben völlig anders einrichten. Mein Vater krenate gegen Nienborg einen Proceß an, den er aber gerade zwei Tage vor jener entsehdlichen Nacht auch in letzter Instanz verlor. Damals am 22. August waren wir im Theater gewesen, also am 21. August, genauer ausgedrückt. Wir kehrten gegen halb zwölf heim. Als wir dort das Nebenstimmer betraten, wo mein Vater schläft und seine Agentengeschäfte gleichzeitig erledigt, fanden wir Nienborg am Türpfosten an einem Haken in der Schlinge hängen. Er war bereits tot. Ich kämpfte bei dem furchtbaren Anblick gegen eine Obnmacht an. Lediglich die Worte meines Vaters: „Jetzt wird man uns verdächtigen, den verhafteten Menschen ermordet zu haben!“ gaben mir die Kraft, mich aufrecht zu erbalten. Ich war es dann sogar, die den Vorschlag machte, die Leiche in das Nebenhaus zu schaffen. Diese unheimliche Arbeit, den schweren Körper unbemerkt auf das Dach und weiter bis in den Fahrstuhl zu tragen, überstieg fast unsere Kräfte. Nur die Angst, in eine polizeiliche Untersuchung —“

Harald unterbrach hier das junge Mädchen. „Sie sollen sich durch diese Erinnerungen nicht wieder aufregen. Kräulein Ulm,“ sagte er mitleidig. „Alles weiters ist mir bekannt. Sie trugen den Toten also in den Fahrstuhl von der vierten Etage aus, um Nienborgs Erbe noch ungeschaltet zu gestalten —“

„Ela Ulm nichte.“

„Weshalb aber weckten Sie den Baron auf dem Liebhabensab?“ fragte er dann und beantwortete die Frage selbst: „Vielleicht, um ihn glauben zu machen, er hätte alles nur geträumt? Ich denke, so wird es sein —“

„Es ist so, Herr Harst. Ich war mit dem Toten im Fahrstuhl bis ins Erdgeschoß gefahren, da mein Vater inzwischen mir erklärt hatte, es sei besser, die Leiche auf die Straße zu bringen —“ — Sie erschauerte. „Oh — wir beide waren damals ja kaum zurechnungsfähig; wir dankelten in der Angst und Ueberstürzung wie Loren; wir ab-

terten am ganzen Körper. — Als ich mit dem Toten unten war und gerade die Fahrstuhltür geöffnet hatte, während mein Vater zu Fuß die Treppen hinabschlich, um nöthigenfalls —

Wieder fiel Harald ihr ins Wort. „Ich weiß, was dann geschah: es schloß jemand die Haustür auf. Sie standen vor Schreck wie gelähmt, die Fahrstuhltüren schlugen zu und der Fahrstuhl setzte sich mit dem Toten wieder nach oben in Bewegung. Sie hasteten die Treppen empor, und zu derselben Zeit taumelte der Baron beim Anblick der Leiche zurück und sank auf die unterste Treppenstufe, wo er halb ohnmächtig vor Grauen, in einen schlafähnlichen Zustand verfiel —“

„Ja — ich rüttelte ihn. Und als er mich dann wie einen Geist anstarrte, erlosch die Treppenbeleuchtung wieder. Ich lief nach unten, machte in der ersten Etage halt und wartete. Ich hörte, wie der Baron nach einer Weile in seiner Wohnung verschwand. Dann ließ jemand den Fahrstuhl nach unten gleiten. Es muß dieselbe Person gewesen sein, die die Haustür aufgeschlossen, dann aber sich völlig still verhalten hatte. Nun wurde ich unbemerkt zugegen, wie mehrere Leute den Toten davontrugen — zum Hause hinaus —“

„Genug davon.“ meinte Harald. „Wir wollen Sie nicht unnötig quälen. — Sie haben natürlich keine Ahnung, wer die Leiche in Ihres Vaters Zimmer geschafft haben kann?“

„Nein, nicht die geringste Ahnung. Wir hatten erst Verdacht auf die Brüder Steiner, die bei uns wohnen. Aber die Herren kamen erst morgens gegen drei Uhr heim. Sie waren verreist gewesen, nach Dresden.“

„Was treiben diese beiden Mieter? Welchen Beruf haben sie?“

„Es sind Kaufleute, Reisende für eine Spitzen- und Schleiersabrik, sehr bescheidene Menschen. Ich traue ihnen nichts Schlechtes zu —“

Der Rentner Alin trat jetzt ein. Nach kurzer Begrüßung bat Harald, das Nebenzimmer sich ansehen zu dürfen.

Alin erklärte uns, wie die Leiche damals an dem

Aelberthalen gehangen hatte — „Dieser Schreibfessel stand neben dem Toten.“ sagte er „Es sah so aus, als wäre Niendorf wirklich von dem Stuhl herabgedrungen. Das Schlingenende zwischen Kopf und Hals war sehr kurz. Die Füße hingen nur zwei Handbreit über den Dielen.“

Harald besichtigte jetzt mit merkwürdigem Interesse die Tafel rechts von der Türbekleidung. — „Sind Ihnen diese Krater in der Tafel nicht aufgefallen, Herr Alin?“ fragte er dann. „Die Krater, hier 4, hier abermals 4, sehen genau so aus, als ob sie durch die Fingernägel eines Menschen hervorgezogen sind, der in letzter Todesangst sich irgendwo festaufraffen suchte.“

Alin nickte eifrig. „Ja, Herr Harst, auf genau dieselbe Vermutung bin auch ich schon gekommen. Jedenfalls waren diese Krater vor jener entsetzlichen Nacht nicht vorhanden —“

„Dann hat Niendorf noch gelebt, als man ihn hier aufhäuften.“ mischte der lange Lent sich ein.

Harald schüttelte den Kopf. „Er ist nicht aufgeföhrt worden. Er hat sich selbst den Tod gegeben, vielleicht, weil seine dunklen Geschäfte nicht länger zu verheimlichen waren. Und mit dieser meiner Annahme stimmt auch das ganze Verhalten jener Leute überein, die aus Willbergs Keller den Koffer mit den anderthalb Millionen stahlen. Willberg war Niendorf. Jene Leute haben ihn nicht aus den Augen gelassen; jene Leute waren es, die die Leiche aus dem Nebenraume und dem Fahrstuhl in die Kellertwohnung der Brustotterstraße brachten. Zwei von ihnen dürften hier als Brüder Steiner bei Ihnen gewohnt haben, Herr Alin —“

Das junge Mädchen machte da eine besondere Handbewegung. „Ich hörte sie vorhin heimkehren, als wir hier in dieses Stimmer hinübergingen.“ flüsterte sie.

„Nun — dann werden wir uns sofort Gewißheit verschaffen.“ sagte Lent energisch. „Nicht wahr, Herr Harst, wir sehen uns die beiden sofort einmal an.“ —

Lent klopfte kräftig gegen die Tür des Wohnzimmers der Steiners. Als niemand sich meldete, öffnete er. Die Tür war unverschlossen. Die elektrische Krone brannte. Das

Rest war leer. Aber auf dem Tische lag ein Brief, an Cavalb Harst adressiert.

Das Schreiben lautete:

„Sehr geehrter Herr Harst! Wir sind überzeugt, daß Sie die Wahrheit über den Tod des Schurken Niendorf auch ohne uns ermitteln werden. Er hat sich selbst entleibt. Wir haben nur durch Drohungen etwas nachgeholfen. Wenn wir Sie und Ihren Freund Schraut etwas hart anpacken, so geschah dies lediglich, um unseren Rückzug zu decken. Wir brauchten Zeit, unser spurloses Verschwinden etwas vorzubereiten. Suchen Sie uns nicht. Es wäre zwecklos. Wir hier sind wie die Nebelschwaden, die ein Windstoß in unzählige Teilchen zerstäubt. Gewiß — das, was uns den „Feldzug“ gegen Niendorf eröffnen ließ, ist eine besondere Angelegenheit, die ganz nach Ihrem Geschmack wäre. Sie wird jedoch für alle Zeit Geheimnis bleiben. Wir sagen Ihnen hiernit Lebewohl. — Die vier erbittertesten Geaner des Schuftes Niendorf.“ —

Die Handschrift war verstellt; der Brief mit Bleistift geschrieben.

Als wir nachher die vor Nr. 9 und 10 postierten beiden Kriminalbeamten fragten, wer Nr. 10 betreten hätte, erhielten wir die Antwort: „Ein Herr und eine Dame. Sie kamen sofort wieder auf die Straße, flogen in ein elegantes Privatauto und fuhren davon.“ —

Denk, Harst und ich gingen zu Fuß gegen halb drei Uhr morgens die Neue Bleibtreustraße hinunter.

„Ich werde die vier finden,“ sagte Cavalb zu Denk, als wir uns von diesem verabschiedeten. „Ein Geheimnis wie das des Toten im Fahrstuhl darf nicht zur Hälfte ungeklärt bleiben. — Gute Nacht, lieber Denk. Sie hören noch von mir. Lassen Sie aber bitte den Baron und Mebbein sofort frei und verfolgen Sie des Barons Verfehlung hinsichtlich des Mannes mit dem „rechten“ Herzen nicht weiter.“ —

So begann für uns das Abendueer mit den — vier Nebelgestalten.



Die vier Nebelgestalten

1. Kapitel.

Ich habe diesen Titel für dieses Abenteuer deshalb gewählt, weil der mit Bleistift geschriebene Brief, den wir im Wohnzimmer der Brüder Steiner vorfanden, die Bemerkung enthielt, daß die vier Gegner Peter Mendorf's gleich den Nebelchwaden seien, die ein Windstoß in unzählige Teile zerstäubt, also für immer verschwinden läßt. Der Leser mag nachprüfen, ob unter hier geschildertes Ergebnis diesen Titel rechtfertigt. —

Nach jener Nacht, die uns eine solche Fülle aufregender Zwischenfälle gebracht hatte, schliefen wir in unserm Zimmer in dem alten schönen Familienhause der Darr's in Berlin-Schmargendorf, Blücherstraße 10, bis in den Vormittag hinein.

Beim Frühstück auf der Veranda erzählte Harald seiner Mutter (welch inniges Verhältnis zwischen Mutter und Sohn bestand, habe ich wiederholt erwähnt) die Ereignisse des gestrigen Tages.

Frau Darr, die in ständiger Angst um das Leben ihres einzigen Kindes schwebte und mit dessen Liebhaberei, selbständigen Verbrechen und Vorfällen nachzufahren, nie so recht einverstanden war, horchte schon bei der Erwähnung des Namens Mendorf auf und sagte nachher:

„Das muß derselbe Kommerzienrat sein, der vor anderthalb Jahren als Fünfsziger ein armes adliges, um die Hälfte jüngeres Mädchen heiratete. Ich sah ein Bild des Paars in einer illustrierten Wochenschrift, und meine Freundin, die Frau Konsul Hersfeld, sprach mit mir über diese Ehe gleichfalls, da sie die Komtesse — hm, wie hieß sie doch mir? — ja, die Komtesse von der Blozen persönlich kannte. Die Konsulin war sehr empört, weil Mendorf sich dieses schöne, geistvolle Mädchen geradezu gekauft hatte. Niemand begriff damals, daß sie ihn genommen hatte, und —“

Die alte Köchin Malwine war auf der Veranda erschienen und meldete uns den Kriminalkommissar Lent.

„Wenn Lent persönlich kommt, wo er dienstlich doch so in Anspruch genommen ist,“ sagte Harald, „dann ist auch etwas Besonderes geschehen.“

Wir gingen in Haralds Arbeitszimmer hinüber.

Lent hatte nicht wie sonst in seinen Stamm-Klubfessel sich niedergelassen — er kam ja häufig zu uns!, sondern schritt erregt auf und ab.

Nachdem wir uns kurz begrüßt hatten, begann er sofort:

„Unsere Nachforschungen nach den vier Leuten, dem Welbe und den drei Männern, von denen einer den Chauffeur spielte, sind ergebnislos geblieben. Das Taximeterauto, mit dem Sie, lieber Schraut, in der verflochtenen Nacht so stolz ins Präsidium kamen, bildete die einzige Unterlage für bestimmte Recherchen. Wir haben festgestellt, daß dieses Auto vor einem Hause der Linienstraße spät abends hielt und der Führer die dort im Erdgeschoss befindliche Aneibe betreten hatte. Der Führer, gleichzeitig der Besitzer des Kraftwagens, hat den Diebstahl nicht gemeldet, weil er in der Aneibe einen Brief von einem fragwürdig aussehenden Menschen zugesteckt erhielt und weil in diesem Briefe 10 000 Mark sowie ein Zettel lagen, der besagte, daß ihm das Auto sehr bald wieder zurückgegeben werden würde. Den Zettel hat Herr Emil Damm leider vernichtet. Er hat seinen Wagen nun ja auch wirklich zurückgehalten. — Jedenfalls: auch mit dieser Spur war es nichts! Und sonst haben wir ja keinerlei Anhaltspunkte, wer die vier Leute sein könnten. Ich komme soeben aus der Villa Riendorfs, aus Nabelsberg, wo er in der See-straße dicht am Griebnis See ein prachtvolles Grundstück besitzt. Seine Gattin nahm die Nachricht von seinem Tode sehr kühl entgegen und sagte mir ganz offen, daß sie keine Trauer heucheln könne, da ihr Mann sich in der kurzen Ehe als ein heraloser Egoist und Lebemann schlimmster Sorte entpuppt hätte. Sie half mir, Riendorfs Zimmer zu durchsuchen. Ich hoffte in seinem Schreibtisch irgend etwas zu finden, das auf ihm feindlich gesinnte Personen hindeutete hätte. Als ich Frau Riendorf fragte, ob sie mir nicht

in dieser Beziehung einen Wink geben könnte, erwiderte sie: „Und wenn ich es könnte, ich täte es nicht!“ — Jedenfalls muß diese schlanke, dunkelblonde Frau ihn über alle Maßen gehabt haben. Ich dachte denn auch sofort an die Möglichkeit, daß sie jenes Weib gewesen, das in „Wißberg's“ Keller Sie beide zuerst betraute. Ich verhörte deshalb einzeln die Niendorfsche Dienerschaft. Es sind fünf Dienstboten ohne den Chauffeur im Hause. Der Chauffeur befindet sich seit acht Tagen bei seinen Eltern in Stettin zum Besuch. Die übrigen sagten übereinstimmend aus, daß Frau Niendorf seit drei Tagen die Villa nicht verlassen, sondern nur zuweilen auf dem Griebnis-See gesegelt hätte. Wir werden Frau Niendorf hier also kaum in Betracht ziehen können. Die vier Leute bleiben mithin für uns leider das, was in jenem Briefe gesagt war, lieber Herr: **Rebelsknecht!**

„Fahren wir zu Herrn Emil Damm,“ meinte Harald kurz.

Leutz Dienstauto wartete draußen. — Emil Damm wohnte in der Schlegelstraße. Er war daheim. Unterwegs hatte Leutz gefragt, was Harald denn bei Damm zu erfahren hoffe. Harst hatte nur mit einer Handbewegung geantwortet.

Als der dicke Herr Damm Haralds Namen hörte, wurde er etwas verlegen.

„Herr Damm,“ sagte Harst sehr bestimmt, „Sie haben Herrn Kommissar Leutz belogen. Überlegen Sie sich mal, ob es wirklich glaubwürdig ist, daß Sie gegen eine Sicherheit von nur 10 000 Mark Ihr Auto unbekanntem Leuten überlassen werden?“

„Sie nahmen sich's ja,“ brummte Damm. „Ich gab es nicht. Fragen Sie doch bei dem Restaurateur Grupp nach, der Diniensstraße 68 seine Aneibe hat. Grupp sah den Kettel und das Geld, ebenso auch den kleinen Kerl, der mir den Brief in die Hand drückte und wieder verschwand.“

Wir fuhren zu Grupp, nachdem Harald den mauffaulen Damm noch vergebens weiter ausgeforscht hatte.

Herrn August Grupp trafen wir beim Gläserputzen an. Er war noch dicker als Damm und noch mauffauler. Wollstet und Detektive schien er nicht zu lieben.

„Ich kann's jeder Zeit beschwören,“ sagte er, „daß Emil Damm hier am Schanztisch den Brief öffnete und mir das Geld erst zeigte. Dann laß er den Zettel, rampte mit einem Male hinaus und rief: „Sie haben mir das Auto gestohlen! Er war erst sehr aufgeregter, beruhigte sich dann aber.“

„Saben Sie den Zettel gelesen, Herr Grupp?“

„Ne, Herr Harst. — Wo der Zettel geblieben ist, weiß ich nicht.“ —

Wir dankten dem Kneipwirt und traten auf die Straße hinaus.

„Was nun?“ fragte Lent mißverträut. „Sie sehen, Heber Harst. — auch Sie erreichen nichts.“

„Und dennoch hält zum mindesten Damm mit der Wahrheit zurück,“ erklärte Harald. „Ich werde schon dahinter kommen. — Saben Sie sich den Namen des Niendorf'schen Chauffeurs und die Adresse seiner Eltern in Stettin angeben lassen?“

„Nein — nur den Namen. Damit ist aber nichts anzufangen. Denn der Mann heißt Fritz Schulze.“

„Es wird ja auch wohl keinen Zweck haben, sich zu erkundigen, ob dieser Schulze wirklich schon acht Tage bei seinen Eltern weilt,“ meinte Harst gleichgültig. „Nur eins könnten wir noch versuchen, Lent: Lassen Sie Damm, Grupp und Frau Dora Niendorf unausgeseht beobachten und geben Sie mir nach drei Tagen Bekcheid, ob etwas dabei herausgekommen ist.“

„Gut — machen wir!“ nickte Lent und bestieg das Dienstauto, das langsam hinter uns drein gefahren war. „Auf Wiedersehen!“ rief er noch. Dann rollte der Kraftwagen davon.

Harald sah nach der Uhr. „Dabß zwölf. Da können wir der Frau Konsul Hersfeld einen Besuch abstatten —“

Wir fuhren nach dem Wittenbergsplatz. — „Du hegst also doch Verdacht gegen Frau Niendorf?“ fragte ich, als wir über die Bellevue-Brücke fuhren.

„Nein. Ich suche nur eine Spur. Und deshalb versuche ich, diese Spur dort zu finden, wo mir irgend etwas vielleicht zu finden ist. Vorsätzlich sind die vier Leute für uns in der Tat Nebelgestalten — ungreifbar! Das einzige, was als winzige Fährte anzusehen ist, wäre Emil Damms

Vorsicht bei seinen Aussagen. Ich bleibe dabei: er lügt; er kennt die Leute, die sein Auto stahlen!"

Die Konsulin, eine sechszigjährige Dame von imponierender Erscheinung, konnte uns über Frau Dora Niendorf's Herkunft und Jugendzeit nur so viel angeben, daß ihr Vater, der Graf van der Bloosen, einem alten holländischen Adelsgeschlecht entstammte und daß die gräfliche Familie in der Nähe von Stralsund ein kleines, überschuldetes Gut besaße, das die Komtesse hier in Berlin Privatsekretärin der bekannten Schriftstellerin Magda Willbrod gewesen sei und Niendorf dann verhindert hätte, daß das Gut des Grafen unter den Hammer kam.

Wir blieben bei Frau Herzfeld eine Stunde etwa. Sie zeigte uns noch ein Bild, das bei einem Wohltätigkeitsfest aufgenommen war. Frau Dora Niendorf stand ganz im Vordergrund der Gruppenaufnahme. Ihr Gesicht war schlecht zu erkennen. — Darst bat die Konsulin um ein Vergrößerungsglas. Dorn betrachtete er mit Hilfe dieses Frau Niendorf's Antlitz sehr lange, fragte dabei:

„Hat sie irgend welche besonderen Kennzeichen, Frau Konsul?"

„Nein."

„Danke." Er reichte Frau Herzfeld Bild und Vergrößerungsglas zurück. —

Als wir das Haus verließen, sagte Harald auf der Treppe:

„Wieder nichts! Man greift stets in die leere Luft. — Nun zu Magda Willbrod nach der Kneesebeckstraße 82."

Die Schriftstellerin war nicht zu Hause. Aber die uns öffnende ältere Frau stellte sich uns als die Hausbäuerin der Willbrod vor. Auf Harald's lebenswürdige Frage erklärte sie, daß sie bereits fünfzehn Jahre bei Fräulein Willbrod sei, und fügte stolz hinzu: „Ich bin Magdas Vertraute. Ihre Mutter war meine beste Freundin. Ich heiße Langfeld."

Harst nannte nochmals seinen Namen und betonte seinen Vornamen. Da erst wurde die Langfeld aufmerksam.

„Höre ich richtig? Herr Darst? Der Liebhaberdetectiv Darst?" meinte sie erfreut. „Kann ich Ihnen mit irgend

etwas dienen? — Aber — wollen die Herren nicht näher treten. Bitte, hier befehlen —“

Wir saßen dann in einem sehr eigenartig eingerichteten Salon.

„Frau Langfeld,“ sagte Harald, „auf Ihre Verschwiegenheit darf ich wohl rechnen. Ich möchte gern einiges über die ehemalige Privatsekretärin Fräulein Willbrock, über die Komtesse van der Bloozen, erfahren, die in einer etwas dunklen Angelegenheit eine ganz nebenfällige Rolle als Mitleidtragende spielt, ohne dies bisher zu wissen.“

„Ah — die Komtesse,“ meinte die Langfeld bereitwillig. „Die ist ja längst verheiratet — mit dem Kommerzienrat Mendorf, über den unlängst —“

Harst wehrte ab. „Mendorf interessiert uns nicht. — Wie denken Sie über die Komtesse, Frau Langfeld?“

„Ein Charakter, Herr Harst! Ein Mädchen von ganz vorzüglichen Eigenschaften war sie!“ Das klang ehrlich beglückert. „Ich kann ihr nur das allerbeste Zeugnis ausstellen. Nur — etwas verschlossen war sie. Man redet da über ihre Heirat mit Mendorf so allerlei. Sie weinte damals vor ihrer Verlobung sehr viel. Wir wohnten hier immer an Rimmer. Ich hörte sie jede Nacht schluchzen und herzzerbrechend wimmern. Ich ging dann wiederholt zu ihr. Aber sie blieb stumm. Ich kam so auf den Verdacht, daß sie Mendorf nur gezwungen heiratete, daß sie eine andere Liebe im Herzen trüge und daß wohl noch eine besondere Art von Geheimnis dabei mitspielt.“

„Wie entstand gerade diese letzte Vermutung bei Ihnen, Frau Langfeld?“

Sie wurde etwas verlegen. „Die Komtesse führte ein Tagebuch, Herr Harst,“ erwiderte sie leise.

„Und das Buch lag wohl mal aufgeschlagen da, so daß Sie eintages lesen konnten,“ half Harald ihr über dieses Eingeständnis einer echt weiblichen Neutralität hinweg. „Was lasen Sie denn da, Frau Langfeld?“

„Ich besinne mich auf die Sätze noch recht genau. Sie lauteten dem Sinne nach:

Kein Zweifel mehr! Er hat auch ihn in seiner Gewalt, hat mit teuflischem Raffinement auch dieses Opfer in seine Schlingen gelockt. Aber — es gibt eine Verack-

„tung, wenn nicht hier auf Erden, dann im Jenseits! Es muß einen gerechten Richter über den Wolken geben — muß! Sollen denn solche Schurken ganz ungestraft hier auf Erden ihr Dasein genießen dürfen?! Unter ganzes Leben wäre widersinnig und zwecklos, wenn nur der bloße Zufall hier unsere Gesetze regieren sollte!“

„Im übrigen, Herr Harst, enthielt das Tagebuch aumeist recht ernste philosophische Betrachtungen.“

„Können Sie sonst über die Komtesse etwas Besonderes mir mitteilen, Frau Lanefeld?“

„Da wäre vielleicht etwas sehr Merkwürdiges zu erwähnen, das nur ich weiß, weil ich eben mein Zimmer neben dem ihren hatte. Ich habe mir nie erklären können, weshalb sie nachts so oft den gelben Sonnenvorhang ihres Fensters auf und zu zog. Manchmal hörte ich das Geräusch der über die eiserne Stange hingleitenden Ringe eine volle Stunde.“

Harst blickte vor sich hin und meinte gleichgültig:

„Der Vorhang hatte Zugschmüre?“

„Natürlich. In der Stille der Nacht hört man ja das geringste Geräusch. Und deshalb —“

„Schon gut, Frau Lanefeld. — Brannte in der Komtesse Zimmer Licht, wenn sie — vielleicht aus Nervosität — den Vorhang hin und her bewegte?“

„Ja — ihre Nachttischlampe brannte dann stets.“

„Das Zimmer lag wohl nach dem Hofe hinaus?“

„Ganz recht.“

Gleich darauf verabschiedeten wir uns.



2. Kapitel.

„Auch hiermit ist nichts anzufangen,“ meinte Harald, als wir die stille Kneeseckstraße entlanggingen. „Gewiß, das Tagebuch Doras wäre ja bedeutungsvoll, aber nur dann, wenn sie in der verflochtenen Nacht nicht dabeim gewesen wäre. Lenk sagte, sie sei zu Hause gewesen. Also nur sie nicht die Frau gewesen sein, die uns bewachte und

und vorher im Tiergarten den anderen Leuten in die Hände spielte, indem sie mich wehrlos machte."

„Wenn sie nun aber nicht zu Hause war? Die Dienstboten können ihre Herrin doch nicht die ganze Nacht im Auge behalten haben!“

„Stimmt! Und deshalb werden wir jetzt nach Babelsberg hinausfahren und ganz einwandfrei festzustellen suchen, ob Frau Dora sich nicht etwa nur zum Schein gestern Abend in ihr Schlafzimmer zurückgezogen hat.“ —

Wir benutzten einen Stadtbahnzug von der Station Savigny-Platz aus. In Babelsberg waren wir zunächst auf dem Bahnhof Mittag. Der Kellner wurde von Harst vorsichtig ausgefragt. Er war in Babelsberg ansässig und wohnte, wie wir bald erfuhren, drei Häuser von der Niendorfschen Villa entfernt. — So allmählich hörten wir noch mehr von dem gebräuchlichen Manne: daß Frau Niendorf den Gärtner Wuhl noch in der Nacht gegen ein Uhr nach der Apotheke geschickt hätte, da sie an starker Migräne litt. Der Gärtner war ein guter Bekannter des Kellners.

Harst gab diesem hundert Mark. „Bestellen Sie irgendwie den Gärtner hierher.“ brä er. „Aber sofort! Dann bekommen Sie noch hundert Mark.“

Eine halbe Stunde später war Wuhl zur Stelle.

Harst zeigte ihm keine Legitimation. „Sie sehen,“ sagte er ernst, daß ich die polizeiliche Genehmigung habe, als Detektiv tätig zu sein. Ich bin leidlich bekannt, Herr Wuhl. Sie dürfen zu mir Vertrauen haben, müssen aber auch über alles schweigen, was wir hier verhandeln. — Haben Sie Frau Niendorf in der verflochtenen Nacht selbst gesprochen, als Sie ihr die Pulver besorgen mußten?“

„Ja, Herr Harst. Ich reichte der anädigen Frau die Pulver ins Schlafzimmer. Sie hatte einen Morgenrock an und schenkte mir zwanzig Mark. Ich wünschte ihr noch gute Besserung.“

„Und es war bestimmt Frau Niendorf?“

Wuhl lächelte. „Aber Herr Harst, ich werde doch wohl unsere anädige Frau kennen! Sie war's! Dafür lege ich den Kopf auf den Block!“

„Sie werden's vielleicht beschwören müssen —“

„Gut — meinetwegen sofort!“ —

Wuhl erhielt dann ebenfalls hundert Mark und ging zufrieden davon.

Harald blickte mich trübselig an. „Nun sind wir mit unserem Latein ganz zu Ende! Du hördest ja: es war Frau Dora! — Wuhl hat es nicht für nötig gehalten, seinen nächtlichen Gang zur Apotheke Lent gegenüber zu erwähnen. Auch dies spricht für den Gärtner und seine Wahrheitsliebe. Lent kann das Hauspersonal also nur sehr vorsichtig ausgefragt haben. — Fahren wir heim! Hier sind wir ja auf dem Holzwege. Es sind eben — Nebelactanten, die wir verfolgen.“ —

Zu Hause angekommen, beschäftigte Harald sich mit Gartenarbeiten, bis gegen sieben Uhr ein Klient erschien, ein Herr von Bronk, Regierungsassessor a. D. und Syndikus einer großen Aktiengesellschaft.

Ein tabellos angezogener Herr mit Monotel und leiner unnachahmlichen Ruhe in Sprache, Gesten und ganzem Auftreten, die ihn sofort als Zugehörigen erster Rente auswiesen. Er hatte einen Verlust zu beklagen: er hatte heute mittag in der Straßenbahn seine Aktentasche mit wichtigen Papieren verassen!

Harald schickte ihn höflich weg. Bronk entschuldigte sich und zog enttäuscht ab, nachdem er noch gefragt hatte, ob Harst denn gerade einen Fall in Arbeit und daher keine Zeit hätte. Er schien gar nicht zu begreifen, daß Harald Harst denn doch nickt dazu da war, Aktentaschen zu suchen, die jemand irgendwo liegen gelassen hatte.

Als Herr von Bronk durch den Vorgarten schritt, stand Harald hinter der Gardine, schaute ihm nach und sagte ganz unvermittelt:

„Einen haben wir!“

Er betonte das so seltsam, daß ich ihn verdutzt anstarrte.

Und — er lächelte.

„Wie fein abgügelte Weinkleider Bronk trägt! Und so tabellose dunkelbraune Schuhei! Nachts trug er — Sachkiesel mit Stoffeinfaß!“

„Was heißt das?“ plätschte ich heraus. „Nach dem keine Bibel! Wie willst Du —“

„Gestatte, lieber Alter: die beiden, die dem Baron

Toornward in „Willbergs“ Keller auf das Bett legten, standen so, daß ich dem einen in sein tadelloß gebügeltes Beinkleid unten eine Stednadel so hineinstecken konnte, daß nur der Kopf noch herauschaute. „Und — dieses Erkennungszeichen, den Stednadelkopf, hättest Du bei Herrn von Bronf bemerken können.“

Und ich dachte daran, daß ich ja selbst gesehen hatte, wie Harald das Beinkleid des einen Mannes berührte. „Wenn nun aber dieser Bronf gar nicht Bronf heißt?! Würd es nicht besser, ihm zu folgen? Er kann sich einen beliebigen Namen —“

Harst ging schon in den Flur und nahm Hut und Stock, sagte nur:

„Manchmal redest Du sehr überflüssiges Zeug, mein Alter!“ —

Der Mann, der sich von Bronf nannte, drehte sich nicht ein einziges Mal bis zur nächsten Haltestelle der Straßenbahn um. So blieben wir denn in aller Bequemlichkeit hinter ihm. Er fuhr bis zum Zoologischen Garten, stieg aus und schlenderte die Kantstraße hinab, wobei er wiederholt halt machte und seine Zigarre immer wieder anbrannte. Dabei war diese offenbar gar nicht ausgegangen. Als er wieder ein Bündholz halb verkohlt weggeworfen hatte, flüsterte Harald (wir waren etwa hundert Meter hinter Bronf): „Ich werde es aufheben!“

Er tat es. Inzwischen hatte Bronf schon zwei weitere Bündhölzer bemerkt und sie auf den Bürgersteig fallen lassen.

Auch diese hob Harald auf.

Als er sich nun nach einem neuen Bündholz bückte, trat plötzlich ein Herr an uns heran dessen linke Wange mehrere Schwabnarben hatte und sagte mit einer gewissen Schärfe:

„Bitte — geben Sie mir die abgebrannten Bündhölzer. Sie sind nicht für Sie bestimmt!“

Harald blickte den elegant gekleideten Herrn sehr Mißl an.

„Ich habe auf, was mir gut erscheint!“ meinte er kurz. — Ich glaubte einen gewissen Doppelsinn, aus den Worten herauszuhören.

„Sie werden mir die Bündhölzer aushändigen!“ fuhr der Herr barsch auf.

Harald lachte. „Ich rate Ihnen, sich zu entfernen —“
 Mehr verstand ich nicht, da ich inzwischen auf den Gedanken gekommen war, Bronks weitere Zündhölzer aufzulesen. Ich ging also davon. Ich fand noch drei. Bronk selbst war verschwunden.

Dann gesellte sich Harald mir wieder zu, sagte leise auflachend: „Er drückte sich, der Kerl! Da springt er in ein Auto!“

Es war der Herr mit den Schmissen. —

Die Zündhölzer waren von jener breiten, rotgefärbten Sorte, die nicht gerade häufig ist. — In einer kleinen Konditorei prüften wir sie.

Und — jedes Zündholz hatte tatsächlich etwas Besonderes an sich: eine Aufschrift mit Tinte! — Die sieben Zündhölzer enthielten folgende Worte, jedes eins:
 elf, Sieglindenstr., heute, zwölf, bestimmt, Mansarde, rechts.

„Es mußte ja mit diesen Zündhölzern irgend eine Verwandtschaft haben,“ meinte Harald und hielt mir das Zigarettenetui hin. „Die ganze Art, wie dieser Herr von Bronk die Streichhölzer wegwarf, nachdem er sie kaum angezündet hatte, war ebenso ungeschickt wie auffallend.“

„Also eine Nachricht für den Herrn mit den Schmissen,“ sagte ich darauf. „Eine sehr eigentümliche Nachricht, die nur den einen Schluß zuläßt, daß die beiden Herren scharf beobachtet werden und nicht wagen, anderswie Mitteilungen auszutauschen.“

„Es gibt noch eine zweite Erklärung für dieses Streichholztelegramm,“ lächelte Harald sein. „Zunächst wollen wir aber die sieben Worte ordnen.“

„Was nicht schwer ist,“ behauptete ich. „Ich würde folgenden Satz daraus formen:

Heute bestimmt zwölf (Uhr) Sieglindenstraße (Nr.)
 elf, Mansarde rechts,
 was einen durchaus logischen Inhalt ergibt.“

„Du hast recht, kehren wir heim. Wir werden aber nicht um zwölf, sondern schon früher Sieglindenstraße 11 besuchen. Gehen wir unser Handwerkzeug.“

Wir fuhren in einem Taximeterauto nach Hause. Unterwegs sagte ich: „Glaubst Du, daß außer Bronk auch der andere mit den Schmissen zu dem Fall Riendorf in Be-

hebung steht? Bronst ist ja bereits durch die Stecknadel überführt."

"Ich glaube nichts. Ich werde prüfen. Und fällt die Prüfung so aus, wie ich beinahe erwarte, dann werde ich auf Deine Frage mit Ja antworten." —

Die Siegalindenstraße in Steglitz, dem westlichen Berliner Vorort, war erst zum Teil bebaut. Gegen zehn Uhr schritten wir in der Masse härtiger Telefonarbeiter diese Straße entlang. Nr. 11 stand für sich allein inmitten kleiner Laubengärten. Es war die übliche bessere Mietskasernen, vier Stock hoch mit zurückbringendem Giebel und Mansardensfenstern nach jeder Seite.

Die Haustür war noch offen. Der Portier scheuerte den Flur. Als er mit seinem Eimer in seiner Wohnung verschwand, traten wir schnell ein und gingen leise die beläufigen Treppen empor. Niemand beachtete uns. Wir kamen auf den Vorboden. Wir machten halt und lauschten. Dann knibste Harst seine Taschenlampe an. Rechter Hand bemerkten wir an der Tür der einen Mansardentwohnung eine mit Bestabweiden besetzte Visitenkarte. An der anderen Tür befand sich ein Porzellan Schild: August Aubner, Kunstmalers.

Auf der mit Linde ausgefickriebenen Visitenkarte aber stand:

Grav Emanuelo Parmans.

Harald läutete bei dem Maler an. Ein vertrocknetes Männchen öffnete, nachdem er zunächst die Sicherheitstaste eingedrückt gelassen hatte. Harst flüsterie ihm jedoch keinen Namen zu, und das zerstreute alle Unastlichkeit Herrn Aubners.

Er führte uns in sein Atelier.

"Herr Aubner," sagte Harald, "Ihr Name ist mir nicht fremd. Sie sind Illustrator für medizinische Werke. Sie haben auch einen Teil der Illustrationen für das Buch „Die gerichtliche Medizin“ geliefert. — Ich möchte gern wissen, wer Ihr Mansardennachbar ist."

Aubner hob die Schultern. "Ich kenne ihn nicht. Er wohnt erst eine Woche hier. Ich habe ihn noch nicht zu Gesicht bekommen."

"Ob er lebt dabelm ist?"

„Das glaube ich nicht. Seine Möbel sollen erst morgen eintreffen. Er hat sich vorläufig ein Feldbett und einen Waschtisch vom Portier Wilschke unten geborgt. Wilschke erzählte mir, der Graf sei Italiener und wolle hier in Berlin Kunststudien treiben. Es soll ein sehr eleganter Herr sein, der mit dem Gelde nur so um sich wirft.“

„Danke, Herr Aubner. — Ich bitte Sie, unsern Besuch gänzlich zu vergessen.“

„Ich werde schweigen. — Gute Nacht, meine Herren.“

Wir gingen zum Schein die Treppe hinab, machten dann aber lehr und läuteten bei dem Grafen an.

Niemand erschien. Harald nahm den Patentheftich und drückte den Schloßriegel zurück. Die Thür ging auf. Ich klinkte sie wieder ein und legte auf Haralds Wink die Sicherheitskette vor.

Die beiden Zimmer, Küche und Nebengelaß waren bis auf Bett, Waschtisch und einen mittelgroßen Koffer leer.

Harald machte sich sofort an den Koffer heran. Das Schloß war auf. Er mußte eine Weile sich abmühen, bevor er es geöffnet hatte. Der Koffer enthielt geblübelte alte Zeitungen und allerlei Handwerkszeug, das ganz neu war: Holzbobrer, Feilen, drei Etablägen, zwei Stemm-eisen und fünf kleine Rollen starken Blumenstraß.

Harst verschloß den Koffer wieder und schlüßerte: „Die Kunststudien des Grafen scheinen besonderer Art zu sein!“

Dann besichtigten wir die kleine Wohnung eingehender. Die Fenster gingen nach der Seite hinaus, Harald hatte das eine geöffnet, seine Lampe ausgeschaltet und sich hinausgelehnt.

Es war draußen sehr dunkel. Am Himmel war nicht ein einziger Stern zu sehen. Ein hoher Wind umwirft das Gebäude und trieb schwere, schwarze Wolken gen Osten.

„Komm' mal her,“ meinte Harald dann.

Auch ich beugte mich hinaus und konnte so an der grauen Fläche der Hauswand entlang auf die Laubengärten hinabblicken, die bis an das Gebäude heranreichten. Allmählich unterschied ich da unten Einzelheiten: das Dach eines Bretterhäuschens und zwei erleuchtete Fenster dieser Sommerlaube.

Sich sah noch mehr. Das eine Fenster stand offen, und

lebt sträubte aus diesem Fenster langsam etwas zu uns empor — etwas, das seiner Art nach nicht zu erkennen war, — etwas wie ein breites Band.

„Eine Strickleiter!“ hauchte Harald mir ins Ohr. „Man steht sie an dünnen Blumendrähten hoch. Da — hörst Du nicht das leise Quietschen von Metallrollen? Sie müssen unter dem Fenstersims des zweiten Fensters dieses Zimmers befestigt sein. — Sehen wir nach.“

Wir sahen nach — mit äußerster Vorsicht — und fanden tatsächlich zwei kleine Haken mit Rollen in der Mauer, darunter aber zwei starke, besonders gebogene Haken.

„Diese sind für die Strickleiterringe,“ meinte Harald. „Eine feine Einrichtung! Die Ringe der Strickleiterenden müssen von selbst über die Haken gleiten. Warten wir ab.“

Und die Strickleiter schwebte höher und höher.

Wir packten auf. Nun ein leises metallisches Geräusch. Die Ringe wären in die Haken gefallen, wie Harald sich durch Betasten überzeugte, ohne sich am Fenster in voller Flur zu zeigen.



3. Kapitel.

„Was soll das?!“ meinte ich erstaunt.

Harst schwieg minutenlang.

„Entferne die Sicherheitskette der Flurthür,“ sagte er dann. „Die Sache gefällt mir nicht. Ich werde nicht darauf flug.“

Ich tastete mich im Dunkeln vorwärts, öffnete die Tür nach dem kleinen Flur und hatte die Kette los. Als ich zurückschleichen wollte, hörte ich auf dem Vorboden das Knarren der Dielen, das auch uns vorhin geärgert hatte.

Ich blieb stehen. Ein Schlüssel wurde ins Schloß geschoben. Schnell zog ich mich zurück, war im Moment neben Harald, der sich als dunkler Strich an dem einen Fenster abzeichnete.

„Es kommt jemand,“ flüsterte ich atemlos vor Erregung.

„Dann in das kleine Zimmer nebenan! Vortürdrit!“
Wir zogen die Tür zu, zogen aber auch für alle Fälle unsere Elementarwaffen. Harst hatte es zuerst getan. Ich sah nichts. Ich vernahm nur das schwache Knacken der zurückleitenden Sicherung.

Nebenan lebte schleichenbe Schritte und Mühsen. Und plötzlich ward die Tür hinter der wir standen, aufgerissen. Ein blendend weißes Licht hüllte uns ein, blendete uns.

Ein paar Männer stürzten sich auf uns — Männer, die uns mit Leichtigkeit niederrangen. Ich wehrte mich verzweifelt, bis Harst rief:

„Lass das doch! Weßhalb die Anstrengung?!“

Und dann eine wohlbekannte Stimme, die unseres Freundes Lenk, des langen Kommissars:

„Verdammt — das kleint Harst zu sein!“

Lenks Beamte gaben uns frei. Die Wartelen standen sich feuchend gegenüber.

„Das ist ja eine nette Besetzung!“ meinte Lenk. „Ich bin hier scheußlich genasführt worden.“ Er drückte uns die Hand. „Ja — regelrecht genasführt! Ich erhielt heute gegen sieben Uhr abends einen anonymen Brief durch einen geheimnisvollen Boten. In dem Briefe riet mir „ein Freund der Polizei“, heute gegen elf Uhr in diese Wohnung einzudringen, wo die Brüder Steiner, also die beiden Mieter Herrn Allins, verborgen sein sollten. Der Brief war in echtem Kaschemmendisch abgefaßt. Nebenfalls ließ ich das Haus von acht Uhr ab beobachten, sah zwei Telephonarbeiter in verdächtiger Weise hineinschlüpfen und — so kam dieser Ueberfall zu Stande. — Was treiben Sie denn nun hier, bester Harst?“

Harst lehnte sich auf das Feldbett. „Einen Moment, Lenk! Die Geschichte ist eine Mirakulum wert.“

Er begann zu rauchen. Wir umstanden schweigend das Feldbett.

Nach einer Weile sah Harst nach der Uhr. „Bereits halb zwölf!“ sagte er und erhob sich. „Es war Zeit! Sie, lieber Lenk, erhielten einen Brief, und Schraut und ich sammelten sieben Bündhölzer auf. Man hat uns beide geleimt!“ — Er erzählte, was wir mit Herrn von Bronk und mit dem andern mit den Schmissen erlebt hatten.

„Ich habe daheim schon festgestellt, daß es keinen Herrn von Bronk in Berlin gibt.“ fügte er dann hinzu. „Im Berliner Adreßbuch ist er nicht zu finden. — Wer also ist dieser Mensch?! — Nun — wir werden ihn schon aufstöbern! Jedenfalls gehört er zu den vier Nebelgestalten und erschien wohl nur deshalb bei mir, um mich hinter sich her zu locken, damit ich die Zündhölzer fände! Sie verstehen, Lent: die Zündhölzer waren Bluff! Man wollte Schraut und mich heute abend hierher dirigieren, damit man anderswo etwas anderes unbelästigt von uns unternehmen könnte. Selbst die Strickleiter war nur ein Mittel, mich zu veranlassen, hier in der leeren Wohnung auszuhalten. Es kam mir ja gleich recht merkwürdig vor, daß die Strickleiter gerade hochgewunden wurde, als ich hinabschaute.“

Lent schüttelte den Kopf. „An diesen Bluff glaube ich nicht, lieber Harst! Nein — das kann ich nicht. Daß man Sie nur hier —“

„Bitte — bleiben Sie bei Ihrer und ich bei meiner Ansicht, Lent!“ fiel Harald ihm ins Wort. „Jedenfalls werden Schraut und ich jetzt schleunigst anderstwhin gehen. — Auf Wiedersehen —“

Er eilte hinaus. Und ich folgte. Lent aber blieb hinter uns.

An der nächsten Straßenecke hielt ein geschlossenes Polizeiauto.

„Nach Babelsberg, bitte.“ sagte Harald zu dem Kommissar.

Wir drei stiegen ein. Es hatte zu regnen begonnen. Wir sahen bei dieser Dunkelheit nur die roten Winkchen unserer Zigaretten im Auto.

„Also doch Frau Dora Mendorf!“ meinte Lent, der bisher genau so stumm gewesen wie wir.

„Dann wissen Sie mehr als ich, Lent!“ entgegnete Harst, der tief in der einen Ecke des Rücksitzes lehnte. „Ich weiß bisher nur, daß der angebliche von Bronk eine der vier Nebelgestalten ist, und vermute, daß die zweite der Herr mit den Schmissen sein kann. Was ich noch vermute, wird sich in Babelsberg herausstellen. — Wo haben Sie

vort Ihre zur Bewachung der Villa Niendorf kommandierten Leute postiert?"

„Einen vor der Villa, einen zweiten im Nebenhause als Sommergast, zwei weitere auf dem Wasser mit einem Motorboot.“

„Sehr gut, Lenk, sehr gut!“

Damit hatte das Gespräch wieder ein Ende. —

Das Auto hielt auf der Straße in der Nähe des Westufers an der Kanalbrücke. Es sprühte noch immer mit Regen. Wir gingen von hier zu Fuß die Seestraße entlang. Nach vier Minuten pfliff Lenk in besonderer Weise. Aus der Dunkelheit löste sich eine Gestalt und kam auf uns zu.

„Etwas Neues, Müller?“ fragte Lenk seinen Beamten. „Der nicht, aber auf der Wasserseite, Herr Kommissar,“ erwiderte Müller. „Nenborn war vor zehn Minuten hier und sagte mir, Sie möchten doch aufs Boot kommen, es gebe so allerlei zu berichten.“

Wir machten kehrt und umrundeten den See, der ja nur am Südufer bebaut ist. Der Waldpfad zieht sich dicht am Wasser hin. Sehr bald bemerkten wir einen dunklen Gegenstand unweit des Ufers. Eine Erle war hier unterwühlt worden und hatte sich fast bis auf den Wasserpiegel aufenst, bildete so einen natürlichen Anlegesteg.

Lenk pfliff wieder. Der dunkle Gegenstand, das Motorboot, näherte sich dem Baume. Es war an diesem vertäut. Wir kletterten an Bord. Das kleine Fahrzeug hatte vorn ein Verdeck aus geölter Leinwand. Diese winzige Kajüte ließ sich durch Vorhänge verschließen.

Wir saßen hier gegen Wind und Regen geschützt. Nenborn hatte eine Pendellampe angezündet. Wir blickten gespannt in sein mageres Gesicht, dessen intelligente Züge und lebhaftige Augen einen Mann von besonderer Intelligenz verrieten.

„Los, Nenborn!“ meinte Lenk. „Was haben Sie beobachtet?“

„Nur vor elf Uhr näherte sich von Osten her eine kleine Motorjacht,“ begann der Beamte. „Ich wurde auf sie sofort aufmerksam, als sie hier gegenüber der Villa etwa dreihundert Meter von uns ab Anker warf. Wir lagen dicht

an der Krone der umgefunkenen Erle mit unserem Boot und waren kaum zu bemerken. Mein Glas ließ mich auf der Tacht zwei Herren in Svortanzügen erkennen. Der eine stand auf dem Deckaufbau und schaute gleichfalls mit einem Glase nach der Villa hinüber. Diese hatte bisher nur drei Fenster im Erdgeschoß erleuchtet gehabt. Es war genau elf Uhr, als im ersten Stock noch zwei Fenster hell wurden, deren Vorhänge nicht zugezogen waren. Nun beobachtete ich etwas sehr Merkwürdiges. An dem einen Fenster wurde der Vorhang mindestens zehn Minuten lang in Wausen hin und her gezogen, bald bis zur Hälfte nur, bald nur ein Viertel, bald ganz geschlossen, wieder geöffnet und so fort. Es machte auf mich den Eindruck, als ob —

„— dies eine verabredete Zeichensprache war,“ vollendete Harald, der Lenk bisher von unserem Besuch bei der Schriftstellerin nichts mitgeteilt hatte.

„Ganz recht, Herr Harst,“ nickte Renborn. „Auch der Herr auf dem Kajütaufbau ließ dann eine elektrische Taschenlampe eine Weile länger und kürzer aufleuchten. Hierauf wurden die Fenster wieder dunkel. Aber die Tacht blieb noch auf demselben Fleck liegen, entfernte sich erst, nachdem drüben mit dem Vorhang wieder ein paar Signale gegeben worden waren. Sie entfernte sich so plötzlich, daß wir darauf verzichten mußten, ihr zu folgen. Vielleicht wäre eine Verfolgung auch gar nicht zweckmäßig gewesen.“

„Nein,“ meinte Harst. „Es war richtiger, daß Sie hier blieben, Herr —“

In demselben Moment wurde der Türvorhang zurückgeschoben, und der andere Beamte rief leise:

„Die Tacht!“ —

Unser Boot lag wieder an dem Baume. Es regnete stärker. Wir konnten die Tacht nur als Schatten und an dem Motorgeräusch erkennen.

Jetzt stoppte der Motor.

„Lenk,“ flüsterte Harald. „Schraub und ich werden hinüber schwimmen und —“

Renborn, der mit dem Glase neben uns stand, meldete da: „Ein Muderboot nähert sich der Tacht von der Villa her. Eine Dame und ein Mann sind darin —“

Harald nahm Renborn das Glas ab. Nach einer Weile gab er es Renborn hastig zurück.

„Die Frau ist auf die Jacht übergestiegen,“ sagte er. „Der Mann ruhert zurück. Vortwärts — ran an die Jacht! Los mit dem Tau!“

Renborn sprang schon nach hinten.

Der Motor begann zu arbeiten.

Aber auch die Jacht glitt vortwärts, wendete und lagte gen Osten.

Doch unser Boot war schneller. Wir kamen näher und näher.

Die Jacht änderte plötzlich den Kurs und hielt auf das bewaldete Ufer zu.

Noch fünfzig Meter — noch vierzig. Wir flieberten vor Jagdbeifer.

Dann rief Lenk, mit den Händen als Sprachrohr am Munde:

„Halt — hier Kriminalpolizei! Stoppen Sie sofort!“

Die Jacht fuhr langsam. Wir sahen, wie sie auf einen ins Wasser hinausgebauten Brettersteg zulief, wie die Dame mit einem Satz den Steg erreichte und eiligst im Walde verschwand.

Lenk fluchte.

Die Jacht glitt mit abgestelltem Motor noch fünfzig Meter weiter.

„An den Steg heran!“ rief Harald. „Schraub — Ihr nach!“

Unsere Taschenlampen flammten auf. Wir sprangen auf die morschen Bretter. Waldbesrauschen empfing uns. Wir trennten uns; wir suchten eine Viertelstunde — alles umsonst. Dann stellten wir uns bei dem Brettersteg wieder ein. Hier lagen nun die beiden Fahrzeuge nebeneinander. Renborn half uns an Deck unseres Bootes, sagte kleinlaut: „Herr Lenk sitzt mit den beiden Herren in der Kajüte der Jacht. Denken Sie sich, Herr Harst: es sind zwei sehr bekannte Persönlichkeiten: der Fabrikbesitzer Geheimrat Panzer und dessen Generaldirektor Graf von Osten! — Die beiden haben dem Kommissar erklärt, daß ihre Privatangelegenheiten die Polizei gar nichts angingen; Er möge ihnen doch mal sagen, was man ihnen vorzuwer-

fen hätte. Na — der Herr Kommissar ist nun übel in der Zwischmühle! Er hofft, daß Sie der Sache eine andere Wendung geben werden.“

„Das werde ich! Ich kenne die Herren persönlich. Es sind Mitglieder des Unversum-Klubs, dem auch ich angehöre.“

Wir gingen auf die Tacht hinüber und stiegen die Treppe zur Achtersalüte hinab. Als wir eintraten, sahen Lent und die beiden Herren am Tisch und starrten finster vor sich hin.

Wir begrüßten den Geheimrat und den Grafen ganz zwanglos. Panzer war ein noch sehr jung ansehender Fünfsziger. Der Graf Asten konnte Mitte Dreißig sein.

„Frau Niendorf befindet sich drüben in unserem Boot.“ sagte Harald dann leicht hin. „Sie war über eine Wurzel gestolpert und —“

Das harte Anlachen des bekannten Großindustriellen, den man für den drittreichsten Mann Deutschlands hält, ließ Harald verstummen.

„Herr Hart.“ sagte Panzer eifrig. „mit solchen Tricks fangen Sie uns nicht! Frau Niendorf befindet sich in ihrer Villa!“

Harald drehte sich um und ging hinaus. Gleich darauf schossen die Tacht und unser Boot dem Anicaesca der Villa zu. — Wir beide und Lent begaben uns durch den in Terrassen ansteigenden Garten zum Vorbereitungs- und Huteten. Lent lief noch schnell auf die Straße und rief Wächter herbei. Der Beamte bezeugte, daß niemand die Villa verlassen oder betreten habe.

Dann wurde uns von einem Mädchen nach gut zehn Minuten geöffnet. Lent verlangte Frau Niendorf zu sprechen. Die Jofe erklärte, sie würde die gnädige Frau wecken.

Wir drei gingen in den ersten Stock hinauf und beobachteten aus einiger Entfernung die Jofe, die an eine Tür klopfte.

Die Tür bat sich eine Handbreit auf. Das Mädchen künfterte mit jemand. Dann eine angenehme Stimme:

„Meine Herren, gedulden Sie sich nur einige Minuten.“
„Bitte, gnädige Frau.“ rief Lent zurück.

Die Schlafzimmertür schloß sich wieder. Harst und ich schauten uns an.

„Es war dieselbe Stimme,“ meinte Harald leise. Die Stimme der Maskierten, die uns bewachte! Es war dieselbe Frau, die im Tiergarten um Hilfe rief und mich fest hielt, das ich mich nicht wehren könnte!“

Die Rose trat näher. „Ich werde die Herren in den Salon führen,“ sagte sie.

„Danke!“ lehnte Lent ab. „Wir bleiben hier. Wir sind schon genügend genasführt worden!“

Nach drei Minuten bereits erschien Frau Dora Niendorf in einem eleganten Morgenkleid.

Im Flur brannten vier Deckenlampen. Wir beide, Harald und ich, waren überrascht von der eigenartigen Schönheit dieser Frau, die uns nun mit vollkommener Ruhe beargwöhnte.

Lent stellte uns vor. Wir beide in unseren Kostümen als Telefonarbeiter machten unsere Verbeugung. Dann fragte Lent auch schon sehr dienstlich:

„Haben Sie die Villa in dieser Nacht verlassen, Frau Niendorf?“

„Nein.“ Das klang ablehnend kühl.

„Gut — dann werden Herr Harst und ich Ihr Schlafzimmer jetzt durchsuchen, während Herr Schraut hier bei Ihnen bleibt.“

„Und weshalb?“ rief sie jetzt schelnbar empört.

„Weil der Koffer mit den anderthalb Millionen noch immer fehlt, anädige Frau,“ erklärte Harald bösslich. „Es wäre wirklich besser, Sie würden endlich der Wahrheit die Ehre geben. Sie wollten vorhin, mit der Motorjacht entfliehen. Wir werden hier im Hause Ihre noch schmucke Schuhe, den reagenuchten Mantel und den Ladhut finden.“

Frau Niendorf schüttelte leicht den Kopf. „Ich begreife all das nicht. Aber — bitte, suchen Sie! Ich habe die Villa nicht verlassen!“

Lent und Harald zögerten noch. Dann sagte Harald: „Allerdings, Sie konnten auch laum, falls Sie der Flüchtling waren, bereits auf dem Landwege die Villa wieder erreicht haben, anädige Frau —“

„Ich schwöre es, Ihnen: ich war hier in der Villa!“

rief sie da, und es kam mir vor, als ob sie lebt nur deshalb ganz rubia war, weil sie wusste, daß wir den Flüchtling nicht ergriffen hatten.

„Wer war die Dame denn?“ meinte Harst, indem er Frau Niendorf forschend beobachtete.

„Ich weiß es nicht, Herr Harst —“

„Würden Sie auch dies beschwören, anäbige Frau?“ fragte er langsam.

Sie senkte den Kopf, hob ihn wieder.

„Meine Privatangelegenheiten gehen die Polizei nicht das geringste an!“ sagte sie schroff.

„Wenn man Schraut und mich im Tiergarten brutal zu Boden schlagen läßt, genügt schon dies für eine Einmischung der Polizei,“ erwiderte Harald durchaus höflich. „Kommen Sie, Lent, wir werden trotz alledem das Haus durchsuchen.“ — Schraut, begleite Frau Niendorf in den Salon.“

So wurde ich denn nun der Wächter dieses entzückenden Weibes, dessen stolze Haltung bisher allen Anfechtungen gegenüber widerstanden hatte.

In dem eleganten Salon wurde zwischen uns kein Wort getwechselt. Sie saß regungslos in der Ecke des Seidensofas: Nur ihre Hände wickeln verwös mit der Trodel der Morgenfleidschür.

Ich sah zum dritten Male nach der Uhr. Halb zwei morgens.

War das wieder einmal eine Nacht! Erst das Marderfarnerschnitz in Sicilis, dann die Verfolgung auf dem Griebnis-See und die Suche im dunklen Walde; nun abermals ein neuer Schauflab — diese vornehme Villa, deren Besitzer sich selbst dem Tod gegeben. — Weshalb hatte Peter Niendorf wohl die Hand an sich gelegt — weshalb?! Wirklich aus Furcht vor dem Strafrichter?! — Ich begann zu grübeln. — Und weiter: weshalb hatte Dora Komtelle von der Bloozen diesen Niendorf geheiratet? Was bedeuteten jene Sätze ihres Tagebuchs?! — Oh — man stand hier vor einer Unmenge von Fragen; man brauchte nur einer dieser Fragen nachzuspüren, und sofort zerteilt sie sich in so und so viel andere. — Wer war die Frau, die in den

Wald entfloß? Wie kamen der Geheimrat Bamser und Graf Asten dazu, sich in diese Angelegenheit als heimliche Helfer einzumischen?! Wie —

Und — da geschah das, was ich am wenigsten erwartet hatte.



4. Kapitel.

Frau Mendorf schnellte jäb in die Höhe.

Ihre Augen waren starr auf das gerichtet, das sich hinter mir befinden mußte.

Ich saß in einem Sessel, mit dem Rücken nach der Portiere hin, die vor der Tür in das Nebenzimmer hing. Ich hatte nichts gehört, drehte mich jetzt mißtraulich um.

Vor mir ein kleiner breitschultriger Mann mit blauer Seglermütze, mit einer Maske vor dem Gesicht, mit vorgestrecktem rechten Arm.

Das elektrische Licht ließ den vernickelten Revolver funkeln. Und der Revolver blies auf meine Stirn gerichtet, hob sich, wie ich mich erhob.

„Um Gottes willen!“ schrie Frau Mendorf entsetzt auf.

„Kubel!“ rief der Mann drohend. „Wir haben die Diensthoten eingelovet, und ebenso die beiden anderen Schnüffler! Der Herr Lenk wird ein feines Gesicht gemacht haben, als hinter ihm die Kellertür zuschlug. — Wer sind Sie denn eigentlich?“ fragte er mich mit triumphierendem Hohn. „Auch ein Kriminalbeamter, ein Greiser, scheint mir! Na, diesmal haben wir die Trümmer in der Hand! Sie suchen hier wohl die anderthalb Millionen aus dem Keller in der Musketierstraße, he!“ — Er nickte in einer scheußlichen Weise. „Suchen Sie die wirklich etwa hier?! Das wäre ein feiner Spah! Ich kann Ihnen genau sagen, Herr Kriminalwachmeister, wo der Koffer mit dem Gelde sich befindet —“ — Jedes seiner Worte triefte vor überlegenem Spott. „Der Koffer ist auf der Gedäufbewab-

rungsstelle Bahnhof Friedrichstraße abgegeben worden. Hier ist der Schein!⁴

Er faßte mit der Linken in die linke Sacktasche und hielt mir tatsächlich einen Gepäckaufbewahrungsschein hin.

Ja — das war damals für mich wirklich eine zu große Verführung, als der Kerl in seinem überrohen Sicherheitsgefühl den Revolver ein wenig hatte sinken lassen.

Ich tat, als ob ich nur Interesse für den Schein hätte. Ich berechnete trotzdem den Hieb mit der linken Hand nach aufwärts ganz genau, schlug zu — mit aller Kraft.

Und traf das Handgelenk — sah den Revolver nach oben fliegen. — schlug zum zweiten Male zu, dem Menschen gerade unter das Kinn, griff gleichzeitig nach dem Schein, erwischte ihn auch.

Der Kerl taumelte zurück. Ich hatte schon die Clement herausgerissen, schob die Sicherheit herum.

Wie ein Blitz war der Mensch hinter der Bortlere verschwunden.

Ich sprang hinterdrein. Aber ich bekam die Panwe nicht schnell genug aus der Tasche heraus. Ich hörte, wie eine Tür abgeschlossen wurde, stolperte im Dunkeln über einen Polsterschemel. —

Ich will mich kurz fassen, will Einzelheiten übergehen: Ich erwischte den Menschen ebensowenig wie einen seiner Genossen!

Als ich auf die Straße hinausstief und Müller hereinrufen wollte, erhielt ich keine Antwort. Nachher stellte sich heraus, daß der Kriminalbeamte von einem Manne, der sich unbemerkt an ihn herangeschlichen hatte, mit einem Sandsack niedergeschlagen und dann gebunden und geknebelt worden war. Wir fanden ihn in einem Vorgarten im Gebüsch liegen, als ich Harst und Leul befreit hatte.

Ich mußte die beiden erst suchen. Sie waren wirklich im Weindeller der Villa eingesperrt worden, hatten auch diesen flüchtig in Augenschein nehmen wollen und mußten es erleben, daß hinter ihnen die schwere Tür krachend aufgedorfen wurde. Als ich in den Vorkeller kam, hörte ich schon gegen die Tür hämmern. Der Schlüssel steckte im Schloß. Ich brauchte also nur aufzuschließen.

Als ich den beiden nun in aller Hast mein Abenteuer

erzählte, als ich knobelnd den Gebäudewehrungschein ihnen zeigte, bliff Harald leise durch die Zähne und weinte:

„Ach so — ich begreife! Sie wollen den Koffer loswerden, und Du, mein Alter, lamst ihnen als Wächter Frau Niendorfs gerade recht!“

„Was heißt das?!“ fuhr ich auf. „Das klingt ja so, als ob der Keel Komödie gespielt hätte!“

„Hat er auch, hat er auch!“ nickte Harald. „Dast Du vielleicht den Hebel der des Menschen zu Dir gesteckt?“

„Ja. Hier ist er.“

Harst beschäftigte ihn. „Om — wirklich geladen! Das wundert mich!“ Dann lachte er, als er eine Patrone herausgenommen hatte. „Da — bitte — eine abgefeuerte Kugel, in die nur die Kugel hineingedrückt worden ist! Der Mann hat sich den Rücken gedeckt. Wäre die Sache mißglückt, hätte er stets sagen können, er hätte Dich ja nur mit einer unschädlichen Waffe bedroht. — Gehen wir zu Frau Niendorf nach oben. Ich weiß jetzt genau, um sie zu einem Geständnis zu zwingen.“

„Woher denn?!“ meinte Lent erstaunt. „Wir haben doch zusammen —“

„Abwarten, lieber Lent!“

Frau Dora Niendorf sah noch im Salon. Als wir eintraten, erhob sie sich rasch. Ihre Gesichtszüge verrieten eine gewisse Unruhe, die sie durch eine scheinbar freudige Ueberwachenung zu bemänteln suchte.

„Ah — Sie sind frei, meine Herren!“ sagte sie zu Lent und Harald. „Ich habe Herrn Schraut geradezu bewundert. Der Einbrecher trat so roh und so drohend auf, das —“

Harst hatte durch ein ironisches Lächeln ihr den Mund verschlossen. Dieses Lächeln machte sie verwirrt. Sie schwieg.

„Ernähige Frau.“ meinte Harald. „wollen Sie uns bitte in Ihr Damenzimmer begleiten — das dritte von hier.“

Sie nahm sich zusammen, erwiderte kühl: „Bitte! Weshalb nicht?!“ —

Das Damenzimmer hatte zwei Fenster nach dem See hinaus. Harald schritt auf einen ledergepolsten Kasten 111.

der auf einem Tischchen stand, öffnete ihn und hob eine Cabinetphotographie heraus.

Frau Niendorf presste die Lippen zusammen, wechselte die Farbe.

„Gnädige Frau,“ sagte Harald und hielt ihr das Bild hin. „hier steht auf der Rückseite:

Meiner geliebten Zwillingsschwester!

Nora van der Bloosen,

Wendelhof, den 6. Sept. 19 . .

Sie haben also eine Zwillingsschwester namens Nora, gnädige Frau, die Ihnen, wie das Bild zeigt, Zug um Zug ähnlich sieht. Diese Nora, behaupte ich, hat in der Nacht, als wir im Willbergschen Keller allerlei erlebten, hier in der Villa Ihre Rolle gespielt, Frau Niendorf! Sie war es, die das Migränevulver verlangte; sie war es, die dem Gärtner Muhl die zwanzig Mark schenkte; sie wollte heimlich hier, und sie entfloh aus der Notornacht in den Wald vor etwa anderthalb Stunden, nachdem Sie, Frau Niendorf, in Ihrem Damenzimmer punkt elf Uhr mit Hilfe des Fenstervorhangs mit den Herren Geheimrat Banzer und Graf Asten Signale ausgetauscht hatten, die sich fraglos darauf bezogen, ob man die Flucht wagen könne. Hieraus geht weiter hervor, daß Banzer und der Graf in alle diese dunklen Dinge eingeweiht sind. Außerdem ist also Ihre Schwester noch daran beteiligt, ferner ein vornehmer Herr, der sich bei mir von Bronk nannte, und ein anderer Herr mit Schmissen, die Schraut und mich sehr schlau dadurch bei Anbruch der Nacht zu beschäftigen wußten, daß sie uns nach Steglitz in eine leere Wausardenvohnnung lockten, damit wir nicht etwa den verabredeten Signalaustausch und die Flucht Ihrer Schwester, die sich hier in der Villa nicht mehr sicher fühlte, stören könnten. Schließlich ist an diesem Komplott noch Ihr Chauffeur Fritz Schulze beteiligt, der angeblich seit einer Woche bei seinen Eltern in Stettin weilt. Das stimmt nicht: dieser Schulze war es, der Schraut und mich im Tiergarten niederschlug und der hier soeben als Einbrecher auftrat, damit er meinem

Freunde den Gepäcksaufbewahrungsschein so in die Hände spielen könnte, als ob es sich wirklich um einen Dieb handelte, der einem Beamten gegenüber mit seiner Millionenbeute renommierte. — Frau Niendorf, ich hoffe, daß Sie nunmehr endlich einsehen werden, wie falsch Ihre Taktik des Zeugnens ist."

Dora Niendorf hatte sich langsam in den Schreibstisch vor den Schreibtisch gesetzt, hatte die Hände im Schoße verschränkt, schaute vor sich hin und regte sich nicht.

"Sie wollen also bei Ihrer Taktik bleiben," sagte Harald nach einer Weile. "Gut — die Wahrheit bekomme ich auch so heraus. Gute Nacht, gnädige Frau." —

Wir verließen die Villa, fanden den Kriminalbeamten Müller im Vorgarten eines benachbarten Hauses, befreiten ihn, gingen durch den Niendorfschen Garten zum See hinab, wo in der Kajüte der Yacht der Geheimrat Banzer und Graf Asten von Renborn bewacht wurden. Harst hatte mit Lenk bereits vereinbart, daß die beiden Herren frei gelassen werden sollten. — Lenk sagte zu ihnen nur: "Wir wissen jetzt, daß die Dame, der Sie zur Flucht verhalfen, Fräulein Nora van der Bloozen war. Das Weitere wird sich finden. Sie sind frei, meine Herren."

Der Graf Asten blickte den Geheimrat fragend an. Es schien, als ob Asten nicht abgeneigt war, all diese Rätsel nunmehr zu klären. Doch Banzer schüttelte unmerklich den Kopf.

Da mischte sich Harald ein: "Vielleicht wollen Sie nur noch den Chauffeur Schulae schlügen, meine Herren, der wie ich bestimmt annehme, gegen Ihren und der anderen Beteiligten Wunsch und Willen so roh mit Schraub und mir im Tiergarten umbrang. Ich gebe zu: ich kenne den Kern all dieser seltsamen Geschehnisse noch nicht — noch nicht! Aber ich werde den Kern herauswälen. Wäre es nicht besser, Sie beide —"

Geheimrat Banzer hatte eine ablehnende Handbewegung gemacht. — "Herr Harst," sagte er fast feierlich, "ich erkläre Ihnen auf Ehrenwort, daß diese ganze Angelegenheit keinerlei ausgesprochen kriminellen Hintergrund hat. Das mag Ihnen genügen. Wir sind Klubgenossen. Ich bitte Sie, den ich als Ehrenmann schätze: lassen Sie diese

Sache bearaben sein! — Wenn Herr Kommissar Lent sich weiter damit befaßt, so ist das vielleicht keine Pflicht. Eine solche Pflicht besteht für Sie nicht. Heber darst!"

Sarald schaute nachdenklich in das noch so jugendliche Gesicht des Multimillionärs. Dann erwiderte er:

„Es widerstrebt mir, einen Fall wie diesen unerledigt ad acta zu legen. Immerhin will ich, weil ich weiß, daß Ihr Ehrenwort, Herr Geheimrat, besser als tausend Zeugeneide ist, über meine ferneren Ermittlungen so lange schweigen, als Sie und die anderen Beteiligten es wünschen. — Lieber Lent, ich scheid also aus dem Rennen hiermit aus.“

Lent lächelte. „Schadet nichts! Ich mache das Rennen auch allein!“

Wir drei verabschiedeten uns von Banzer und Alten. Lent befaßt die Ueberwachung der Villa einzustellen. Dann fahren wir mit dem Polizeiauto nach Berlin — nach Bahnhof Friedrichstraße.



5. Kapitel.

Der Gepäckscheln brachte wirklich den Koffer in unseren Besitz. Im Dienstzimmer des Bahnhofsvorstehers öffneten wir ihn. Das Geld war noch vorhanden. Nichts fehlte.

Dann frühstückten wir in dem soeben geöffneten Wartesaal. — „Was werden Sie nun tun, Lent?“ fragte Sarald den Kommissar.

„Fris Schulze suchen. Ohne Frage ist der Autobroschensbesitzer Emil Damm ein Freund Schulzes und hat diesem das Auto freiwillig, wenn auch scheinbar nicht freiwillig überlassen. Vielleicht finde ich Schulze bei Damm.“

„Der Gedanke ist gut. Ich hätte dasselbe getan.“ — Gleich darauf sagten wir Lent lebewohl. Lent wollte uns telephonisch Bescheid geben, falls er bei Damm den Chaufer ertwischt hatte.

Sarald und ich nahmen ein Auto und fuhren heim nach der Blücherstraße. Aber in der Nähe der Kneesebeckstraße brückte Sarst auf den Pfeißball. Das Auto hielt. Wir stiegen zu meiner Ueberraschung aus. Sarald bezahlte, und wir gingen zu Fuß weiter.

„Wohin?“ fragte ich. „Was hast Du vor?“

„Ich suche die Person, mit der die Komtesse Dora durch das Auf- und Zuziehen des Vorhangs signalisierte, als sie Privatsekretärin war. Wir sind hier bereits in der Parallelstraße der Kneesebeckstraße. Das Haus, in dem diese Persönlichkeit hier gewohnt hat, wird sich finden lassen. Es muß ein Gartenhaus von besonderer Bauart haben, eben mit Fenstern nach hinten heraus, oder gar kein Gartenhaus. Jedenfalls muß die gesuchte Person die Fenster der Komtesse haben beobachten können — eben von den eigenen Wohnungsfenstern aus.“ —

Dieses Haus war bald ermittelt. Und — es war ein recht altes Gebäude, das in einem großen, nach hinten sich erstreckenden Garten stand. — Die Uhr zeigte auf sieben, als wir das Haus betraten. Der Portier suchte gerade das Treppengeländer.

Sarald bat ihn, uns behilflich zu sein, einen bestimmten Herrn (die „Person“ war also für Sarst ein Mann, wie ich nun merkte) zu finden, der hier vor etwa anderthalb Jahren gewohnt hätte oder noch hier wohne. „Der Herr ist Junggeselle, wahrscheinlich ablig, und —“

Da erklärte der Hauswart schon:

„Das kann nur Graf von Asten sein. Er wohnt in der zweiten Etage rechts seit zwei Jahren.“

Ah — das war eine Ueberraschung! Also Asten! Und Asten war's gewesen, der vorhin in der Kajüte der Motoracht scheinbar zu einem Geständnis bereit war!

„Ist der Graf daheim?“ fragte Sarald.

„Ja. Aber noch nicht lange. Er kam vor einer Stunde etwa nach Hause.“

„Kann man von den Fenstern der Wohnung des Grafen die Hinterfenster eines Hauses der Kneesebeckstraße sehen?“ forschte Sarald weiter.

„Allerdings,“ nickte der Portier. „Es steht da in der Kneesebeckstraße nur ein Haus ohne Hintergebäude Nr. 82.“

„Danke. — So — bleib für Ihre Auskunft!“ Und in der Hand des klederen Mannes verschwand ein Zwanzigmarkschein. —

Wir hatten unsere falschen Härte schon auf dem Rückwege von Babelsberg entfernt. Harald läutete nun bei Alten an.

Niemand öffnete. Er läutete nochmals.

Hinter der Thür glaubte ich leises Flüstern zu hören.

Dann rief Harald mit gedämpfter Stimme:

„Lassen Sie uns ein, Herr Graf! Wir beide sind allein.“

Das half. Eine Sicherheitskette wurde losgebitt. Die Thür ging auf.

Graf Alten blickte uns mit einer gewissen Scheu an.

„Bitte, treten Sie näher,“ sagte er trotzdem höflich und ließ die Thür nach seinem Herrenzimmer auf.

Dann sahen wir uns in drei Klubesseln um einen Rauchtisch herum gegenüber.

„Herr Graf,“ begann Harald, „Ihre offenbare Absicht uns auf der Notrucht die Wahrheit einzugestehen, ließ mich vermuten, daß Ihnen mit am meisten an einer sozusagen friedlichen Lösung der Räthsel des Falles Niendorf gelegen ist. Ich ahnte deshalb auch, daß Sie es gewesen, mit dem die Komtesse Dora von ihren Fenstern bei der Schriftstellerin aus Signale gewechselt hatte. Damals schrieb die Komtesse einige Sätze in ihr Tagebuch, die weiter mir die Vermutung aufdrängten, daß sie einen Mann liebte, den weder Niendorf irgendwie in seiner Gewalt hatte und vernichten konnte. Niendorf hatte sich in die Komtesse verlehrt. Er wußte, wem ihr Herz gehörte. Da drohte er ihr: Entweder heiratest Du mich, oder ich verderbe den — Grafen Alten!“

Der Graf war aufgestanden und ans Fenster getreten.

„Sie haben recht,“ sagte er leise. „Niendorf hatte die Wechsel, die ich einst als Offizier — gefälscht hatte, an sich gebracht. Er konnte mich vernichten, und er hätte es auch getan, denn er liebte Dora bis zum Wahnsinn. Das, was ich einst als blutjünger Mensch aus Leichtsinne und Verstockung getan, wollte er nun als Waffe benutzen, wollte mit dieser Waffe mit der Waffe in die Hand zwingen, falls Dora nicht die Seine würde. So mußte denn der kurze

Glückstrahl unserer erst zwei Tage währenden heimlichen Verlobung ein Traum bleiben. Dora opferte sich, und am Hochzeitsstage verbrannte Niendorf vor ihren Augen die drei Wechsel. Dann jedoch lernte er Dora von einer anderen Seite kennen: sie war nie sein Weib, war nur dem Namen nach seine Frau! — Aber Niendorf hatte bereits Doras Vater mit Geld ausgeholfen und dessen Gut vor der Versteigerung bewahrt. Nur aus Rücksicht auf ihre Eltern und um einen öffentlichen Skandal zu vermeiden, brang sie nicht sofort auf eine Scheidung.“

„Anderseits,“ ergänzte Harald nun, „wurde nun von Ihnen, Herr Graf und Ihren Freunden, denen Niendorf als Lump bekannt war, versucht, Material gegen Niendorf in die Hände zu bekommen. Sie beobachteten ihn kändlich.“

„Ja — zwei Privatdetektive, die als Brüder Steines aufgetzt bei Allin wohnten —“

„Niendorf wollte schließlich mit den anderthalb Millionen ins Ausland fliehen —“

„So war's. — Wir Beteiligten konnten nicht voraussehen, daß er sich bei Allin, nachdem wir ihm den Koffer mit den Banknoten gestohlen hatten, selbst den Tod geben würde. Nein, damit rechneten wir nicht. Nun wollten wir um jeden Preis die ganze so unerquickliche Sache derart vertuschen, daß die Wahrheit nie enthüllt werden könnte. Der Chauffeur Schulze aber tat leider aus Anhänglichkeit an Dora des Guten zuviel und schlug Sie beide nieder, während wir Sie doch nur für einige Zeit hatten von Berlin fortschaffen wollen.“

„Danke, Herr Graf. Ich bin bereits im Bilde. — Und die Mansardenwohnung in Steglitz war doch nur ein Lockmittel, ebenso die Strickleiter?“

„Ja. Besonders diese sollte der Mansarde noch ein geheimnisvolles Gebräuge geben.“

„Wer war Herr von Bronk und —“

„— Oh — die richtigen Namen möchte ich verschweigen —“

„Was ich befragen kann —“

„Und — die Komtesse Nora?“

„Wird sich morgen mit Panzer verloben, während Dora und ich noch einige Zeit warten wollen. Nach unserer

Hochzeit übernehme ich die Vertretung der Banzerschen Werke für Amerika und siedle nach Neu-York über. Dann können Sie Herrn Lent und der Welt die Wahrheit über den Fall Riendorf berichten, Herr Harst.“ —

Die Wahrheit kennt der Leser nun. Der Schluß dieses Abenteuers war für uns recht angenehm: wir machten nämlich zwei Hochzeiten mit — die der Zwillingsschwestern.

Man wird mir recht geben daß der Fall Riendorf Harst Gelegenheit bot, sein Detektivamt abermals zu beweisen. Weit mehr noch konnte er dies bei unserem nächsten Abenteuer, bei der Höllemaschine Doktor Bluck, die ich im folgenden Band dem Leser vorführe.

Weitere Ausgaben

unserer Harst-Abenteuer

98. Das geheimnisvolle Fenster.
99. Anita Armands Verhängnis.
100. Unser 100. Abenteuer.
101. Die Piraten der Havelseen.
102. Der Napoleon aus Wachs.
103. Der dritte Schuß.
104. Das Zimmer ohne Fenster.
105. Das Paket im Urbanhafen.
106. Der unheimliche Mieter.
107. Das Känguruh der Miß Dolling.
108. Die Motoryacht ohne Namen.
109. Der Kampf gegen Lionel Barring.
110. Das Geheimnis der Tokkara-Fälle.
111. Die große Null.
112. Das Geheimnis des Bosphorus.
113. Anna Karstens Amulett.
114. Der Mann mit dem Glasauge.
115. Der Kopf des Maharadscha.
116. Die Treppe des Todes.
117. Doktor Groupys Verhängnis.
118. Das Geisterschiff.
119. Der Tennisschläger der Rani.
120. Der Mann im Monde.
121. Tama Barru, der Verrückte.
122. Das Piratendorf.
123. Die Hexenküche.
124. Das Geheimnis von H. O. III.
125. Die Gräfin mit den Kormoranen.
126. Der Bouillonkeller Nr. 113.
127. Der tote Tümmler.
128. Das Erbe des Verschollenen.
129. Das Geheimnis der Drabu-Fälle.
130. Die Faktorei auf der Toteninsel.
131. Das gestohlene Auto.
132. Das Rätsel der Spielkarten.
133. Die Diamanten des Bettlers.
134. Die Photographien d. Sennor Trimaldo.
135. Der Kokain-Klub.
136. Harald Harsts zweite Liebe.
137. Baron Tissanders Schaukel.
138. Das Erbbegrabnis.
139. Das Gestade der Vergessenheit.
140. Die Wachspuppe des Trödlers.
141. Der Maskenball der Toten.
142. Die Villa mit den vier Schornsteinen.
143. Das Gespenst von Jan Mayen.
144. Das geheimnisvolle Floß.
145. Die Familientruhe der Darlingtona.
146. Die drei Finger Ben Bensons.
147. Die Fürstin der Gwala-Berge.
148. Der Fakir ohne Arme.
149. Joe Billwakers Verbrechen.
150. Das Geheimnis des Perlentauchers.
151. Burg Totenhall.
152. Das Untergrundbahngespenst.
153. Der Geisterberg Schara Schaka.
154. Die rote Rakete.
155. Der Traum der Lady Gulbranor.
156. Der Geheimbund der zwölf Schlüssel.
157. Das Geheimnis des Sanatoriums Waldesruh.
158. Die Insel der Verstorbenen.
159. Miß Wells seltsames Abenteuer.
160. Das Haupt der Shinta.
161. Der Spiritistenklub.
162. Der Mann aus Eisen.
163. Das Geheimnis der Pagode.
164. Der Gentleman-Pirat.
165. Das Rätsel der drei Schlüssel.
166. Miß Grandells letzte Nacht.
167. Das Geheimnis des Inselforts.
168. Das Wespennest von Potanur.
169. Die Blinde vom Engelsriff.
170. Der tote Radscha.
171. Ein seltsames Hochzeitsgeschenk.
172. Der Abreißkalender des Kapitäns.
173. Der rätselhafte Gast.
174. Die grün-rote Schnur.

Erhältlich in jeder Buchhandlung oder direkt beim
VERLAG MODERNER LEKTÜRE
Berlin SO16 / Michaelkirchstraße 23a